Biogr.
1704

…iogr. 1704 Abeken

(Goethe)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ein Stück
aus
Goethe's Leben,

zum Verständniß einzelner Werke desselben.

Von

B. R. Abeken.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.
Bayerische Staatsbibliothek München

Berlin.
Verlag der Nicolai'schen Buchhandlung.
1845.

37. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ewig wird er euch sein der Eine, der sich in Viele
Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Viele wie Einen;
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst.

An Heinrich Abeken.

„Es wandelt Niemand ungestraft unter Palmen, und die Gesinnungen ändern sich gewiß in einem Lande, wo Elephanten und Tiger zu Hause sind“. Du, lieber Heinrich, giebst zu diesem Ausspruche unsers großen, von uns beiden so hochverehrten Dichters und Weisen bis jetzt kein Beispiel ab, und wirst es auch nie. Unter Elephanten und Tigern bist du zwar noch nicht gewandelt; aber unter Palmen lange genug; und Kamele und Affen können wohl an die Stelle der Elephanten und Tiger gesetzt werden. In allen deinen Briefen spricht sich dein deutsches Herz, deine Theilnahme an unsern vaterländischen Zuständen aus. Auch unsre Dichter erheitern und erquicken dich, wenn du auf dem Rücken des Kameles durch die brennende Wüste ziehst; und, was heutzutage bei so Vielen der Fall ist, die lauten Stimmen, die dich bei deinem Abschiede vom Vaterlande umtönten, haben dein Ohr nicht für die minder lauten, aber aus tieferem, aus einem deutschen Gemüthe quellenden verschlossen. So sprichst du, auf dem Blauen Nile fah-

rend, von Goethe'schen Liedern, und verlangst, ich solle dir Aufklärung über eins von diesen noch nach Aegypten senden. Ich vernahm deine Aufforderung gern, und gebe dir hier was ich vermochte. Als du in dem ewigen Sande der Wüste das Ilmenauer Gedicht lasest, aus dem uns die reinste Bergluft, der Balsam der Tannen anhaucht, in dem wir das Rauschen und Plätschern der Waldbäche zu hören glauben, da mochte dir wohl zu Muthe sein wie dem Meister Adam, der bei Dante klagt:

Li ruscelletti, che de' verdi colli
Del Casentin discendon giuso in Arno,
Facendo i lor canali freddi e molli,
Sempre mi stanno innanzi.

Mögest du, wenn diese Erläuterungen in deine Hände kommen, abermals den langen Weg durch die Wüste glücklich zurückgelegt haben! mögest du unsrer geliebten Heimath näher sein, die dir mit ihren grünbekleideten Bergen, ihren Gewässern und anmuthigen Thälern winkt!

Osnabrück, 18. October 1844.

B. R. Abeken.

Anmuthig Thal! du immer grüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das Beste;
Entfaltet mir die schwerbehangnen Aeste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein;
Erquickt von euren Höhn, am Tag der Lieb' und Lust,
Mit frischer Luft und Balsam meine Brust!

So bereiten uns die ersten Zeilen des Gedichts anmuthig und ansprechend die Bühne, auf der wir während der Lectüre desselben weilen sollen. Es ist mehr als Staffage in einem Gemälde; wir können diese Räumlichkeit zum Verständniß des Ganzen nicht entbehren. Aber wie reizend diese Verse auch an sich — recht lebendig und bedeutsam werden sie, wie so manches Andre in dem Gedichte, erst dem, der diese Oertlichkeit kennt, der in ihr geweilt, geruhet, auf den der ganze Zauber dieser Gegend gewirkt hat: dieses reizende Thal am Fuße des Thüringer Waldgebirges, dieser sanfte Fluß, die Wiesen mit dem wohlgenähr-

ten Vieh, die Waldbäche mit ihren Mühlen, die Dörfer und zerstreuten Wohnungen in einiger Ferne. Wie oft bin ich an warmen Sommerabenden die Ilm entlang, den Gickelhahn — dies ist der südwestlich von Ilmenau sich erhebende „erhabne Berg" des Gedichts — zur Seite, durch das Thal nach dem Dorfe Manebach gewandelt! wie beseligend die Empfindungen, wenn bei eintretender erquicklicher Dämmerung das wohlgestimmte Geläut der ihren Ställen zuwandelnden Rinderheerden die Stille durchtönte, oder aus den Hohen Oefen, das Dunkel erhellend, die gewaltige Glut, Garben gleich, emporstieg!

Tiefe, mächtige Empfindungen mochten in dem Busen des Dichters walten, Erinnerungen der wunderbarsten Art sich ihm aufdrängen, wenn er — wie dies gegen den Herbst des Jahres 1783, da der Geburtstag seines Fürsten nahete, geschah — diese Stätte durchwandelte.

> Wie kehrt' ich oft mit wechselndem Geschicke,
> Erhabner Berg, an deinen Fuß zurücke!

Wohl konnte er sein Geschick ein *wechselndes* nennen. Denn wie hatte sich dieses, wie seine Lage in den letzten acht Jahren umgestaltet und gestaltet! Aus der reichsbürgerlichen Geburtsstadt war er an einen

fürstlichen Hof versetzt worden, eine unruhige, rastlose, tastende, meist dichterische Thätigkeit war einem gemessenen Staats- und Fürstendienste gewichen; der brausende Jüngling, der sich auch in den ersten weimarischen Jahren nicht verleugnete, war zum ernsten Manne gereift. Und nun schufen Sorge um einen jungen Fürsten, dessen Gedeihen und Wohl großentheils ihm anvertraut war, heitere Blicke in die Zukunft dazwischen, „Verhältnisse, denen er anfangs von keiner Seite gewachsen war“ *), Gelingen und Mißlingen des Begonnenen, Freundschaft und Liebe neben Neid und Mißdeutung, Hofleben, durch ihn vergeistigt, aber zerstreuend, dazu eine in dem nördlicheren Klima oft gestörte Gesundheit — das Alles schuf ein Gewebe ganz eigenthümlicher Art, in welchem den heitern Faden festzuhalten wohl oft sehr schwer sein mochte. Aber „der große Begriff der Pflicht“, der den Achtzigjährigen, durch den Tod des einzigen Sohnes Gebeugten für die Anforderungen des Tages aufrecht erhielt **), war früh in ihm lebendig und leitender Grundsatz. Er sorgte in jenen wechselvollen Jahren für den Herzog, für das Land,

*) Goethe an seine Mutter. Riemer's Mittheilungen über G. Th. 2, S. 131.

**) Brief an Zelter vom 21. November 1830.

und so auch für den Winkel desselben, in welchem wir ihn in unserm Gedichte finden. Ihm war der Wunsch, die an Wald und Berg gerichtete Bitte erlaubt:

O laß mich heut an deinen sachten Höhn
Ein jugendlich, ein neues Eden sehn!

denn er durfte sagen:

Ich hab' es wohl auch mit um euch verdienet;
Ich sorge still, indeß ihr ruhig grünet.

Wie gern möchte der Dichter das Eden, das er in seinem Innern hegte, auch draußen sehn! Aber welcher Mensch wäre im Stande, die Außenwelt, für die er sorgt und schafft, in Harmonie zu bringen mit den Wünschen seines Herzens, den Gedanken seines Geistes, der Thatkraft seines Willens! Doch solche Betrachtungen sollten diese, der Geburtstagsfeier des fürstlichen Freundes gewidmeten Stunden nicht trüben.

Laßt mich vergessen, daß auch hier die Welt
So manch Geschöpf in Erdefesseln hält,
Der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut,
Und seinen Kohl dem frechen Wilde baut,
Der Knappe karges Brod in Klüften sucht,
Der Köhler zittert, wenn der Jäger flucht.
Verjüngt euch mir, wie ihr es oft gethan,
Als fing' ich heut ein neues Leben an.

Und die Nymphen des Thales erhören ihn; sie schmeicheln seinen Phantasien; und auch die Musen gesellen sich zu ihm, der in den letzten Jahren großer Thätigkeit selten ihnen opfern konnte.

Ihr seid mir hold, ihr gönnt mir diese Träume;
Sie schmeicheln mir, und locken alte Reime.
Mir wieder selbst, von allen Menschen fern,
Wie bad' ich mich in euren Düften gern!
Melodisch rauscht die hohe Tanne wieder,
Melodisch eilt der Wasserfall hernieder;
Die Wolke sinkt, der Nebel drückt in's Thal;
Und es ist Nacht und Dämmrung auf einmal.

Die Wirklichkeit ist dem Dichter verschwunden; zwar ist die Scene noch dieselbe, der „erhabne Berg", oder der Fuß desselben; aber die Zeit ist eine andere; er ist im Geist einige Jahre zurückversetzt, irren wir nicht, in das Jahr 1776, auf welche Zeit so Manches in dem Gedichte deutet.

Im finstern Wald, bei'm Liebesblick der Sterne,
Wo ist mein Pfad, den sorglos ich verlor?
Welch seltne Stimmen hör' ich in der Ferne?
Sie schallen wechselnd an dem Fels empor.
Ich eile sacht, zu sehn, was es bedeutet,
Wie von des Hirsches Ruf der Jäger still geleitet.

Jeder aufgeführte Gegenstand versetzt uns lebendiger

in den Wald des Gickelhahns, auf dessen Höhe noch das Bretterhäuschen steht, an dessen Wand Goethe in der Nacht des siebenten Septembers 1783 die schönen Verse: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh“ u. s. w. niederschrieb.

In seiner Vision erblickt er die Gesellschaft, die sich in jener Zeit hier und an andern Orten, so wie sie in dem Gedichte geschildert wird, mit dem Herzoge aufhielt, „die tolle Compagnie von Volk, die sich auf so einem kleinen Fleck, wie in einer Familie, nicht wieder so zusammenfindet“ *), der sich auch Goethe zugesellte, und auch wohl jugendlich-tolle, geniale Streiche angab; wie er denn gesteht:

Tolle Zeiten hab' ich erlebt, und hab' nicht ermangelt,
Selbst auch thöricht zu sein, wie es die Zeit mir gebot.

Wir sollen diese Gesellschaft näher kennen lernen.

Wo bin ich? Ist's ein Zauber-Märchen-Land?
Welch nächtliches Gelag am Fuß der Felsenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
Seh' ich sie froh an's Feuer hingestrecket.
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichten-Saal;
Am niedern Heerde kocht ein rohes Mahl;

*) Brief von Goethe an Merck vom 22. Nov. 1776.

Sie scherzen laut, indessen, bald geleeret,
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehret.

Nach den Fragen:

Sagt, wem vergleich' ich diese muntre Schaar?
Von wannen kommt sie? um wohin? zu ziehen.
Wie ist an ihr doch Alles wunderbar!
Soll ich sie grüßen? soll ich vor ihr fliehen?
Ist es der Jäger wildes Geisterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünste treiben?
Ich seh' im Busch der kleinen Feuer mehr;
Es schaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.
Ist's der Aegyptier verdächt'ger Aufenthalt? —

nach diesen Fragen ist die Vergleichung mit der aus Shakspeare's Wie es euch gefällt bekannten Gesellschaft die glücklichste.

Ist es ein flücht'ger Fürst, wie im Ardenner-Wald?
Soll ich Verirrter hier in den verschlungnen Gründen
Die Geister Shakspear's gar verkörpert finden?
Ja, der Gedanke führt mich eben recht:
Sie sind es selbst, wo nicht ein gleich Geschlecht.
Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten;
Und durch die Rohheit fühl' ich edle Sitten.

Und nun hat der Dichter den Vortheil, in seiner Vision sich selbst als ein zweites Ich zu erblicken und aufzuführen. Er ist der Jüngling,

Der dort am Ende, wo das Thal sich schließt,
In einer Hütte, leicht gezimmert,

(wohl dem Bretterhäuschen, in welchem jenes Schlummer-Lied geschrieben steht)

Vor der ein letzter Blick des kleinen Feuers schimmert,
Vom Wasserfall umrauscht, des milden Schlafs genießt.

Wie wunderbar, wie seltsam er den Andern erscheinen mag, wie jung er auch ist — doch ist etwas Magisches in ihm, das Gewalt über sie übt.

Es scheinet Allen etwas zu gebrechen.
Ich höre sie auf einmal leise sprechen,
Des Jünglings Ruhe nicht zu unterbrechen.

Doch zuvor einige Worte über die an einem der Feuer versammelten Genossen. Der Gutgelaunte, der „begierig am geliebten Rohre saugt“, und, „wenn er mit ernstem Gesicht barbarisch bunt in fremder Mundart spricht“, Freud' und Lachen im ganzen Kreise weckt,

Die markige Gestalt aus altem Heldenstamme,

soll ein Herr von Stein, in Diensten des Herzogs, sein. Der alte Heldenstamm derer vom Steine ist bekannt; wie er denn in den letzten Zeiten erkennbar war in dem großen Minister, der diesen Namen führte. In dem andern, der

Mit Geistesflug sich in die Höhe schwingt,
Und von dem Tanz der himmelhohen Sphären
Ein monotones Lied mit großer Inbrunst singt,

möchte man den Major von Knebel finden, den, da er freilich manche schwache Seite bot, Goethe auch in späterer Zeit gutmüthig zu necken pflegte, über den er im Jahre 1778 in sein Tagebuch schrieb: „Knebel ist gut, aber schwankend und gespannt, bei Faulenzerei und Wollen ohne etwas anzugreifen" *). Weislich werden nur diese zwei aufgeführt; es sind ihrer mehrere „von der tollen Compagnie", und noch andre Feuer nimmt der Verzückte im Busche wahr.

Er tritt zu seinem andern Ich:

Sei mir gegrüßt, der hier in später Nacht
Gedankenvoll an dieser Schwelle wacht!
Was sitzest du entfernt von jenen Freuden?
Du scheinst mir auf was Wichtiges bedacht.
Was ist's, daß du in Sinnen dich verlierest,
Und nicht einmal dein kleines Feuer schürest?

Die Antwort des Jünglings, aufrichtig offen, läßt uns den Goethe erkennen, den uns Wielands Briefe aus jener Zeit, auch offenherzig, schildern. Wir müssen nur dabei Wielands Eigenthümlichkeit immer vor

*) Riemer's Mittheilungen, Th. 2, S. 77.

Augen haben, müssen die Verhältnisse erwägen, unter denen Goethe in Weimar eintrat, und uns wird ein lebendiges Bild werden von dem „Götterjüngling", den er ein andermal einen „Unholden" nennt, von dem, der sich jählings in den Strudel des Hoflebens stürzt, sofort aber das — man lese, wie er selbst in einem Briefe an Merck (vom 22. Januar 1776) diese zeitliche Herrlichkeit betitelt — desselben gewahrt; wie er denn in unserm Gedichte mit anmuthiger Ironie auf jene früheren, nun einem ernsteren gewichenen, Zustände zurückblickt; von dem, den die Höflinge und die im Staatsdienst Ergrauten nicht begriffen, aber beneideten, den man „mit Dreckfarben malte", der, eingedenk seiner hohen Aufgabe, und sie zu lösen entschlossen, trotzig seinen Weg ging, sich an den Einen haltend, für dessen Bildung und Wohl er, die frühere, auch hoffnungsreiche, Existenz aufgegeben, Herz und Geist aufgeboten hatte.

O frage nicht! denn ich bin nicht bereit
Des Fremden Neugier leicht zu stillen;
Sogar verbitt' ich deinen guten Willen;
Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit.
Ich bin dir nicht im Stande selbst zu sagen,
Woher ich sei, wer mich hieher gesandt;
Von fremden Zonen bin ich her verschlagen,
Und durch die Freundschaft festgebannt.

Bevor aber der Jüngling von dieser Freundschaft redet, ergießt er sich über seine dichterischen Bestrebungen. Es geht ihm wie so manchem Offenherzigen; er will sich der Neugier des Fragenden entziehen, er verbittet sich den guten Willen dessen, der sich als ein Tröstender nahet; und doch überströmt das volle Herz die Lippen. Er gedenkt der Aufregung, die auf seine jugendlich glühenden Ergüsse folgte.

Ich brachte reines Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.

Er meint die Sturm- und Drang-Periode, die besonders er durch seine frühesten Erzeugnisse hervorgerufen.

Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr;
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.

Prometheus selbst, der reine Glut vom Himmel holte, „konnte nur irdisches Blut durch die belebten Adern gießen“. Er gedenkt seines Goetz, und wie er in ihm

Muth und Freiheit sang,
Und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang,
Stolz auf sich selbst und herzliches Behagen.

Dieses herzliche Behagen, dieser Freiheitssinn konnte freilich in Goethe nicht Wurzel schlagen; was von

der Unabhängigkeitssucht des Göttinger Hainbundes in ihn eingedrungen sein mochte, hatte er früher schon aus sich herausgeschafft *); und in den Weimarischen Verhältnissen, wo er wirken, wo er an der Regierung Theil nehmen, wo er befehlen sollte, mußte sie vollends verschwinden. Er nennt sein Streben unklug, wie er zwei Jahre früher in einem Briefe an Mösers Tochter jene Dichtung „die Production eines freien und ungezogenen Knaben" genannt hatte; und auch als Dichter hatte er sich über sich selbst, wie er im Jahre 1773 war, durch seine Iphigenia erhoben **). Indeß, in Hofsitte, in die Schranken der

---

*) Dichtung und Wahrheit, Buch 12.

**) Es erweckt Staunen nnd Bewunderung, wenn wir bei Riemer (Mittheilungen über G. Th. 2, S. 82) lesen: „Inmitten dieser Störungen (durch mannichfaltige amtliche Geschäfte erzeugt) besonders vom 14. Februar bis 28. März 1779, wo G. am Tage die Straßen des Herzogthums besichtigt, in den Amtshäusern die junge Mannschaft zum Kriegsdienst ausliest, Abends und Nachts in den kleinen Städten und Ortschaften rastet, arbeitet er an seiner Iphigenie (von der Schiller an G. schreibt: „Seele möcht' ich es nennen, was ihren eigentlichen Vorzug macht"), die, zwar früher schon erfunden, doch erst jetzt in der kurzen Zeit concipirt, dictirt, vollendet, abgeschrieben, vorgelesen, und am 6. April zum erstenmal aufgeführt wird." Der vierte Act war in Ilmenau geschrieben worden.

Etiquette sich zu finden, das war ihm nicht gegeben, das vermocht' er nicht.

> Ein Gott versagte mir die Kunst,
> Die arme Kunst, mich künstlich zu betragen.

Darüber mochte er schon manchen Nackenschlag, schon manchen Hohn erfahren haben, von Höflingen und Beamten.

> Nun sitz' ich hier, zugleich gehoben und gedrückt,
> Unschuldig und gestraft, unschuldig und beglückt.

Aber Einer war, der ihn erkannte, der sich ihm hingab, der seiner Freundschaft und Leitung vertraute; und das war der Erste im Staate. Klagte der Jüngling eben über das, was ihm, dem Dichter, widerfuhr; so spricht er jetzt die Sorge aus, die im Gebiete des Wirklichen auf ihm lastet.

> Rede sacht! denn unter diesem Dach
> Ruht all mein Wohl, und all mein Ungemach.

Das ist der Herzog Carl August, der damals Neunzehnjährige.

> Ein edles Herz, vom Wege der Natur
> Durch enges Schicksal abgeleitet,
> Das ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
> Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet,

Und was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen,
Und kein Gesang die hohen Wogen stillen.

Wir müssen hier näher auf das Verhältniß Goethe's zu dem Herzoge eingehn.

Nachdem der sechsundzwanzigjährige Goethe am 7. November 1775 in Weimar eingetroffen, dann am 11. Juni des nächsten Jahres als Geheimer Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimen Conseil angestellt worden war, ließ der Fürst, dem mißbilligende, mißgünstige Urtheile über dieses Ereigniß zu Ohren gekommen waren, eine eigenhändige Erklärung zu den Acten legen, in der es heißt: „Ich werde nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit Mir, mit dem Wohl und Wehe Meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennität, Ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Doctor Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert garnichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; Ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls

der Welt willen, sondern um Mich vor Gott und Meinem eignen Gewissen rechtfertigen zu können." *)

Welche ernste Verpflichtungen legten solche Worte dem von frischem Leben sprudelnden jungen Manne auf, dem sie galten, dem sie gewiß nicht unbekannt blieben! Carl August war, als Goethe nach Weimar kam, achtzehn Jahre alt; vor wenigen Monaten hatte er die Regierung angetreten. War er auch unter der Aufsicht einer vortrefflichen, so einsichtsvollen als heitern Mutter, unter der Leitung eines Görtz und Wieland trefflich gebildet — ein Wunder wäre es gewesen, wenn der Jüngling die Einsicht, die Festigkeit und Charakterstärke besessen hätte, die den Regenten macht. Das Gedicht, von dem hier die Rede ist, schildert ihn uns, wie er damals war. Aber sein guter Genius hatte für einen Freund und Lebensgefährten gesorgt, wie er ihn brauchte; und in ihm, dessen fürstliche Anlagen sein Großoheim, Friedrich der Große, schon früh erkannte **), hatte sich zeitig die seltene, dem Fürsten so nothwendige

---

*) Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen.

**) Es ist aus des Grafen Görtz Denkwürdigkeiten bekannt, daß Friedrich, als der vierzehnjährige Prinz ihm in Braunschweig aufwartete, zu dem Herzoge Carl von Braunschweig sagte: „Er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem

Gabe entwickelt, die Geister zu unterscheiden, und die in seinen Kreis zu ziehen, deren seine Eigenthümlichkeit, seine hohe Stellung bedurfte *).

Und diese Eigenthümlichkeit erleichterte dem Freunde die schwere Verpflichtung. Das Wesen, auf welches Goethe wirken mochte, mußte, wie er sich gern ausdrückte, eine Natur sein; der Mensch mußte Ehrfurcht haben vor der Natur, mußte sie lieben. Das war im vollen Maße der Fall bei dem Herzoge. Mag dieser auch erst in den späteren Jahren, und, woran wohl nicht zu zweifeln, durch Goethe gefördert und geleitet, sich gründlicher mit der Natur beschäftigt haben, so daß er im Jahre 1784 an Knebel schreiben konnte: „Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich Jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas ergiebt" — die Liebe zu ihr war ursprünglich in ihm, und war gewiß einer der stärksten Fäden in dem Bande, das die beiden Freunde

---

Alter gesehn, der zu so großen Hoffnungen berechtigte." Der Coadjutor Dalberg schrieb i. J. 1775 an Görtz über den jungen Herzog: „Eine Fürstenseele so wie ich sie nie sah."

*) „Sie haben, schreibt Goethe i. J. 1788 dem Herzoge aus Rom, durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu gebrauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft."

umschlang. So dürfen wir auch annehmen, daß das Leben, welches der Herzog mit der „tollen Compagnie“ führt, nur ein Streben war, ein Drang, sich der naturwidrigen Etiquette des Hofes zu entziehen; am liebsten ward dieses Leben in der freien Natur geführt. In dem nächsten Monate nach Goethe's Ankunft in Weimar schreibt Carl August von Gotha aus an den in Jena weilenden Freund: „Lieber Goethe, wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehn zu sehen, und das zwar mit dir! Ich sehe sie hier alle Tage; aber das Schloß hier ist von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr luftiges Wesen in Sammt und Seide gehüllt haben, daß mir's ganz schwindlich und übel ward“; und einige Jahre später (17. Juli 1780) an Knebel: „Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt; es ist einem ja nicht größer zu Muthe, als wenn man die Sonne so untergehen, die Sterne aufgehen, und es kühl werden sieht und fühlt.“

Indeß wußte der, der als Jüngling mit gewaltigen Zügen einen an der Natur zu Grunde gehenden genialen Menschen geschildert hatte, besser als irgend einer, wie neben der Natur noch etwas im

Menschen walten müsse, damit er werde, was er sein soll. Er selbst ging dem Freunde voran. Aufgefordert zu Thätigkeit für das Land, in welchem der Herzog ihm einen bedeutenden Platz und Wirkungskreis angewiesen hatte, ist es, mitten „in dem bunten Treiben der Welt, unter Verdruß, Hoffnung, Liebe, Abenteuern, Haß, Albernheiten, Thorheit, Flachem und Tiefem, unter Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flittern“ *), sein Erstes, den ihm für seine Wirksamkeit angewiesenen Boden kennen zu lernen, ihn zu sehen. „Bis man 1777 zählt, schreibt Wieland am 5. Juli 1776, wenige Wochen nachdem Goethe in den Staatsdienst getreten war, wird ihm vom Detail unsrer Sachen wenig fehlen.“ Und wie der Herzog immer lebhafter die Pflichten seines Standes fühlte, und, trotz der von ihm gescholtenen Philisterei des Geschäftslebens, den Geschäften, der Thätigkeit für sein Land mehr und mehr sich hingab, das bezeugt in so vielen Stellen seiner Werke Goethe, das bezeugen so viele Briefe, die von den Genien Weimars aus jener bedeutenden Zeit uns aufbehalten sind. Wie mochte es Goethe'n wohlthun, wenn er Aeußerungen seines fürstlichen Freundes vernahm, wie die

---

*) G. an Lavater, 5. Januar 1777.

an Knebel! „Glaube, daß, wenn ich mich bestrebe, ein wenig besser zu sein, als man es im gemeinen Leben für gut passiren läßt, ich es hauptsächlich thue, um der Liebe derjenigen meiner Freunde würdig zu sein, deren wahres und seltenes Verdienst ich zu erkennen glücklich genug bin" *). Denn durfte nicht er vor allen diese Worte auf sich beziehen? er, von dem Knebel im Jahre 1780 an Lavater schreibt: „Wenn Sie den Herzog lieb haben müssen, so bedenken Sie, daß ihm Goethe zwei Drittheile seiner Existenz gegeben."

Wie der junge Herzog in dem älteren Goethe den geahndet hatte, dessen er für das Leben bedurfte, so erkannte dieser in jenem den Keim der wahrhaft fürstlichen Tugenden, der nur gepflegt werden mußte, der in der Wärme, dem Licht der Freundschaft sich entfalten sollte. Aber freilich, das Große, auch das Sittlich-Große ist in seiner Thätigkeit nicht plötzlich da; es muß sich zu entfalten Zeit haben; und dies thut es oft sich seiner unbewußt.

---

*) Knebel's Literar. Nachlaß, Brief vom 11. März 1787. Welches edle und schöne Gefühl für Freundschaft dem Herzoge inwohnte, das sagt uns der zehnte Brief in diesem Nachlaß, imgleichen der vortreffliche durch Schrautenbachs Tod veranlaßte an Merck vom 18. August 1783).

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?

Wie thöricht hätte Goethe gethan, wenn er, wie ein moralischer Mentor, ein Sittenprediger, dem jugendlich-brausenden, von fürstlichen Passionen nicht freien Herzoge entgegengetreten, wenn er Klopstocken gefolgt wäre, der in eben dem Jahre 1776 den bekannten Mahn- und Scheltbrief an ihn schrieb! — Die folgenden Verse zeugen von dem Verträuen, das er in sich selbst und in sein Verfahren, von dem Vertrauen, das er auf seinen fürstlichen Freund setzte.

Es kommt die Zeit; sie drängt sich selber los,
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schooß.

Wie schön er im Folgenden diesen Freund schildert!

Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite;
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal.

(Wer denkt hier nicht an die Schweizer-Reise im Winter 1779! Aber da war ihm der weise Mentor zur Seite.)

Der Unfall lauert an der Seite,
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da bald dort hinaus;
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein.

Und Goethe'n beseelte jenes feste Vertrauen:

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.

Freilich war auch in der dem Jahre, in welchem das Gedicht entstand, nächsten Zeit der Hoffnung noch ein weiter Spielraum gegeben; und in welcher Lage, auch der glücklichsten, bliebe nicht Raum für sie? — „Jeder Stand, sagt Goethe, hat seinen eignen Beschränkungskreis, in dem sich Fehler und Tugenden erzeugen." Jene fürstlichen Passionen ließen sich nicht auf einmal auf das rechte Maß hinabbringen, nicht völlig ausrotten. Verhältnisse, durch die hohe Stellung des Herzogs erzeugt, der Ruf, den Weimar gewonnen, die dem Fürsten sein ganzes Leben hindurch eigene Hospitalität hatten einen Aufwand zur Folge, der dem Lande, der Goethe'n zu

Zeiten drückend war. Im Anfang des Jahres 1782, wo das Carneval besonders glänzend, fürstliche Besuche besonders häufig waren, schreibt dieser an Knebel: „Ich unterhalte dich von nichts als Lust. Inwendig sieht's viel anders aus; welches Niemand besser als wir andern Leib- und Hofmedici wissen können. Doch ist meine Tenacität unüberwindlich"; und an denselben ein paar Monate später: „Ich steige durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behägliches Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst schwitzte. Du weißt aber: wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen, und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen, und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter; und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann." Daher die Bitte, die Goethe, wohl um diese Zeit, in der Verkleidung eines Landmanns dem Herzoge auf dem Rittergute Kochberg vortrug:

Geb' Euch Gott allen guten Segen;
Nur laßt Euch sein uns angelegen.
Denn wir bäurisch treues Blut
Sind doch immer Euer bestes Gut;

Und könnt Euch mehr an uns erfreun
Als an Pferden und Stuterein.

Ja, das trauliche Verhältniß zwischen dem Herzoge und Goethe scheint dann und wann unterbrochen zu sein. In einem am Ende jenes Jahres 1782 an Knebel gerichteten Briefe heißt es: „Meine vielen Arbeiten entschuldigen mich, daß ich zu Niemand komme. Die Herzogin-Mutter sehe ich manchmal. — — Der Herzog hat seine Existenz im Hetzen und Jagen *). Der Schlendrian der Geschäfte geht or-

*) Das Wort Existenz kann hier nur eine temporäre Geltung haben. In einer Rede, zur Feier des Großherzoglichen Jubiläums in der Loge Amalia gehalten vom Geheimen Rathe von Müller, der hier eine gewichtige Autorität ist, heißt es: „Von dem Augenblicke an, da Goethe in Weimar eintraf, webten sich dicht und dichter die goldnen Fäden eines Verhältnisses, das, zu zart für die Darstellung, nur in seinen Wirkungen belauscht und betrachtet werden mag. War es dem Fürsten schon in den ersten Tagen seiner Regierung gelungen, sein Besitzthum so herrlich zu erweitern, fand sein wißbegierig-thatendurstiger Geist in jeder besiegten Schwierigkeit neue Ermunterung, so mußten die Anforderungen, die er an sich selbst zu steter Auffassung und Fortbildung des Reinmenschlichen machte, sich mit jedem Jahre steigern. Ein freies Naturleben schien höchstes Gut, körperliche Abhärtung nothwendige Bedingung geistiger Stärke und Wirksamkeit. Nach allen Richtungen hin wandte sich der prüfende, forschende Sinn; die Naturwissenschaften und was dahin einschlug wurden eif-

dentlich. Er nimmt einen willigen und leidlichen Antheil daran, und läßt sich hie und da ein Gutes angelegen sein, pflanzt und reißt aus. — Die Herzogin ist stille, liebt das Hofleben; beide seh' ich selten.“ — Wohl mochte der Herzog in dem Gedichte nicht bloß eine Anerkennung, sondern auch eine Mahnung vernehmen. Freilich keine Klopstockische, über die Goethe an den Mahnenden schreibt: „Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es von Klopstock wäre.“

Acht Jahre hatte Carl August regiert; eben so lange war der Freund ihm zur Seite gewesen; jener war zum Manne geworden, war in die Geschäfte seines Berufs eingeweiht. Und nun vollendete ein lang gehofftes und ersehntes Ereigniß das, wozu die Natur die schönsten Anlagen verliehen hatte. Am zweiten Februar des Jahres, in welchem Goethe in dem Gedichte des Herzogs Geburtstag feierte, ward diesem ein Sohn geboren, und die Freude der fürst-

---

rigst betrieben, der Industrie, dem Gewerbe frische Bahnen zu öffnen versucht, neue Ansichten, sinnreiche Entdeckungen verfolgt, durchprobt, in jedes Unternehmen persönliche Anstrengung verwebt, im Straßen- und Wasserbau die Elemente bekämpft, Berge und Wälder sinnenden Blickes durchstreift, besäet, befruchtet, in dunklen Schachten und Gruben der Erde verborgenen Schätzen muthig nachgespürt, in heitern Gartenschöpfungen Natur und Kunst anmuthig verschlungen.“

lichen Aeltern war wie ein Sonnenschein, der über das ganze Land fiel, und Hoffnungen als Wirklichkeiten genießen ließ. „Sie haben Recht, schreibt der beglückte Vater an Merck (17. Febr. 1783), wenn Sie sich mit mir freuen; denn wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich, Verhältnisse halber, bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren. Nun aber ist ein fester Haken eingeschlagen, an welchem ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hülfe Goethens und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß wo möglich die Nachkommenschaft sagen soll: ed egli fu pittore. Wünschen Sie mir Glück zu diesem Vorhaben.“

Wie hätte sich Goethe ohne ein so ausgezeichnetes, mit der ersten Bekanntschaft entstehendes Vertrauen, ohne die ihn mit seinem Herrn verbindende Freundschaft in den schwierigsten Verhältnissen, unter Umständen, denen tausend Andre erlegen wären, in Weimar erhalten können! Noch nach acht Jahren ängstigt ihn jene Vision.

Verschwinde Traum!
Er ist verschwunden.
Wie dank' ich, Musen, euch,
Daß ihr mich heut auf einen Pfad gestellet,
Wo auf ein einzig Wort die ganze Gegend gleich
Zum schönsten Tage sich erhellet.

Die Wolke flieht, der Nebel fällt,
Die Schatten sind hinweg. Ihr Götter, Preis und Wonne!
Es leuchtet mir die wahre Sonne,
Es lebt mir eine schönre Welt.
Das ängstliche Gesicht ist in die Luft zerronnen;
Ein neues Leben ist's; es ist schon lang begonnen.

Denn in jenen acht Jahren war schon Vieles durch den Herzog an Goethe geschehen *).

Ich sehe hier, wie man nach langer Reise
Im Vaterland sich wieder kennt,
Ein ruhig Volk in stillem Fleiße
Benutzend, was Natur und Gaben ihm gegönnt.

Für das geliebte Ilmenau, wo die Freunde vom Jahre 1776 an so oft und längere Zeit geweilt hatten, war viel gethan. Schon in demselben Jahre, in das uns die Vision führt, schreibt Goethe an Merck: „Wir sind hier (in Ilmenau), und wollen sehn, ob wir das alte Bergwerk wieder in Bewegung setzen." Es war geschehen; und in dem auf den gefeierten Geburtstag folgenden Jahre (am 24. Febr. 1784) konnte der neue Bergbau eröffnet werden; bei welcher Gelegenheit Goethe die treffliche uns aufbehaltene Rede hielt. „Endlich, heißt es in ihr, erscheint der Augenblick, auf den diese Stadt schon beinahe

*) S. in Riemer's Mittheilungen den Abschnitt: Goethe's Leben und Wirken.

ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem ich selbst seit acht Jahren, als so lange ich diesen Landen angehöre, mit Sehnsucht entgegen sehe. Das Fest, was wir heute feiern, war einer der ersten Wünsche unsers gnädigsten Herrn bei dem Antritt seiner Regierung. — — Belebte ihn nicht ein anhaltender, unermüdeter Eifer für jede nützliche Anstalt, so könnten wir unsern Weg gegenwärtig noch nicht zusammen antreten. Also Glück auf! — — Nähern wir uns dem Orte, auf den alle unsre Wünsche gerichtet sind. Doch kehren wir zuvor ein in dem Hause des Herrn, des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefe verborgen, und dem Menschen den Verstand gegeben hat, sie an das Licht des Tages hervorzubringen. Lassen Sie uns ihn bitten, daß er unserm Vorhaben beistehe, daß er uns bis in die Tiefe begleite, und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Bösen als zum Guten angewendet wird, nur zu seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werde.“ So konnte Goethe sechs Monate früher sagen:

Seil und Kübel wird in längrer Ruh
Nicht am verbrochnen Schachte stocken. *)

---

*) Sollte man in den vorhergehenden Versen:

Der Faden eilet von dem Rocken
Des Webers raschem Stuhle zu —

nicht lesen: rascher Spule? Nein! Webstuhl ist gemeint und ganz richtig. Der Weber hat auch keine Spule, sondern das „Schiffchen“.

„Leider machte nach eilf Jahren ein bedeutender Stollenbruch dem Bergbau den Garaus. Goethe eilte hin, und sah nicht ohne Bedenken und Betrübniß ein Werk, worauf so viel Zeit, Kraft und Geld verwendet worden, in sich selbst erstickt und begraben.“ *) — „Aber, sagte er im Jahre 1831 zu Eckermann, der Herzog war immer vorschreitend. Wenn etwas mißlang, so war davon nicht weiter die Rede. Ich dachte oft, wie ich dies oder jenes Verfehlte entschuldigen wollte; allein er ignorirte jedes Mißlingen auf die heiterste Weise, und ging immer sogleich auf was Neues los.“

Wie günstig die Geburt des Erbprinzen auf den Herzog gewirkt haben mochte, lassen die im Anfang des nächsten Jahres an Knebel gerichteten Worte schließen: „Was mich betrifft, so nehme ich an den vielen Zerstreuungen des Hofes keinen Antheil, da mir der Tag durch sehr häufige Geschäfte, welchen ich mich immer mehr nähere, gänzlich ausgefüllt ist.“

Werfen wir nun einen Blick auf das Jahr 1776 und auf das, worin unser Gedicht fällt, auf die spätesten der Verbindung Goethe's mit dem Herzoge, dann wird uns das kleine Gedicht, das jener am

---

*) Tag- und Jahres-Hefte, 1795.

dritten August 1776, ebenfalls in Ilmenau, Morgens unter dem Zeichnen dichtete, bedeutend.

Dem Schicksal.

Was weiß ich, was mir hier gefällt,
In dieser engen, kleinen Welt
Mit leisem Zauberband mich hält!
Mein Carl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet;
Und, ach ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl,
Daß ohne dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Hätten die Menschen, die Goethe'n ungläubig, irreligiös nennen, Einsicht und Liebe genug, um wahrhaft Großes würdigen zu können, sie müßten erröthen, wenn sie ihn von der Glaubensleerheit sprechen hören, die er als die eigentliche Widersacherin jegliches Guten ansah und erkannte. In einem der Venezianischen Epigramme bekennt er:

Frech wohl bin ich geworden; es ist kein Wunder.
Ihr Götter
Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm
bin und treu.

Frech nennt er in seiner gewohnten, sich selbst nicht schonenden, ja übertreibenden Ingenuität, was wir aufrichtig, wahr, hie und da auch wohl derb gegen Beschränktheit, Wahn, frömmelnde Intoleranz, anmaßliche Bekehrungssucht nennen würden. „Sein Gemüth wollte nicht geschulmeistert sein.“ Fromm offenbart er sich in jenem Worte an das Schicksal, wenn es nur recht verstanden wird *); wie treu er denen war, welchen er sich hingegeben, wie gut überhaupt, das geht aus dem Ilmenauer Gedichte hervor und aus dem, was zu Erläuterung desselben beigebracht worden ist **).

*) Ihr Gläubigen! rühmt nur nicht euren Glauben
Als einzigen; wir glauben auch wie ihr.
Der Forscher läßt sich keineswegs berauben
Des Erbtheils, aller Welt gegönnt — und mir.

**) Aus einem Briefe (des so oft grämlichen) Knebel's an Lavater vom 1. Sept. 1780. „Etwas wehe thut es mir, daß Sie Goethe nicht kennen. Was soll ich sagen? Ich weiß es wohl, er ist nicht allzeit liebenswürdig; er hat widrige Seiten; ich habe sie wohl erfahren. (Es wird Goethe's Schroffheit gemeint sein, die man sich erklären kann.) Aber die

Und konnte wohl ein fürstlicher Geburtstag würdiger gefeiert werden als durch dieses Gedicht? Wie manche Albernheit, Unwahrheit, fade Schmeichelei ist bei ähnlichen Gelegenheiten zu Tage gekommen! Und hier!

So mög', o Fürst, der Winkel Deines Landes
Ein Vorbild Deiner Tage sein.
Du kennest lang die Pflichten Deines Standes,
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer Andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

Die Mahnung traf ein offnes Ohr, das durch sie nicht verletzt werden konnte; denn wo wurde gegen einen Fürsten die Wahrheit mit edlerem Anstande

---

Summe des Menschen zusammen ist unendlich gut. Er ist mir ein Erstaunen auch selbst von Güte. Der Durchreisenden keiner sieht ihn — und doch urtheilt jeder. In Weimar selbst wird er kaum gesehen. — Verkannt muß er werden; und er selbst scheint darin zu existiren. Die Schönheit, die sich unter der Maske zeigt, reizt ihn noch mehr. — Er ist eine Doppelnatur von Held und Comödiant (wenn er die Maske anlegte); doch prävalirt die erste. Wenn er's nicht sagt, so hat er seine Freunde am liebsten. — Wenn Sie den Herzog lieb haben müssen, so bedenken Sie, daß ihm Goethe zwei Drittheile seiner Existenz gegeben."

ausgesprochen? sie traf ein Herz, welches fühlte, daß es ihrer bedürfe. In derselben Zeit, wo Goethe dieses sang, schrieb der Herzog an Knebel (17. August 1783): „Ich muß mich erstaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenschaften nicht den Zügel zu lassen.“ Daß er sich aber wehrte, das bezeugt, wie gegründet Goethe's Hoffnungen waren. Und so waren es die, welche den Schluß des herrlichen Gedichtes machen.

So wandle Du — der Lohn ist nicht gering —
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel;
Nein! streue, klug und reich, mit männlich steter Hand
Den Segen aus auf ein geackert Land.
Dann laß es ruhn.

Und auch der eigentliche Geburtstagswunsch ging in Erfüllung:

Die Ernte wird erscheinen,
Und Dich beglücken und die Deinen.

Wenn ein mit Goethe's späteren Dichtungen noch Unbekannter fragen sollte, wo denn die eigentliche Lobpreisung des Herzogs zu finden sei? da ja das vorliegende Gedicht nur noch von Hoffnungen spreche, von Beginnen: so möchten wir antworten:

Es giebt eine Bescheidenheit auch im Rühmen. Mich hat es immer gerührt, wenn ich den Preis, den Goethe seinem Fürsten zu spenden sich gedrungen fühlte, an einer dem Scheine nach unbedeutenden Stelle, in den Venezianischen Epigrammen, und zwar nur in einer Zugabe zu denselben, niedergelegt fand; Worte freilich, die Hunderte von lobposaunenden Oden aufwiegen; gegen die des Herzogs im Jahre 1789 an Merck gerichteten Worte: „Mit Ehren kann man Goethens Bild als Siegel führen“, als eine schöne Vergeltung erscheinen werden.

Am Ende des Jahres, in welchem das besprochene Gedicht entstand, schrieb Goethe an seine Mutter, der man Sorge über des Sohnes Gesundheit eingeflößt hatte: „Sie haben mich nie mit dickem Kopf und Bauche gekannt; und daß man von ernsten Dingen ernsthaft wird, ist auch natürlich, besonders, wenn man von Natur nachdenklich ist, und das Gute und Rechte in der Welt will. Lassen Sie uns hübsch dieses Jahr als Geschenk annehmen, wie wir überhaupt unser ganzes Leben anzusehen haben, und jedes Jahr, das zurückgelegt wird, mit Dank erkennen. Ich bin nach meiner Constitution wohl, kann meinen Sachen vorstehen, den Umgang guter Freunde genießen, und behalte noch Zeit und Kräfte

für ein und andere Lieblingsbeschäftigung. Ich wüßte nicht mir einen bessern Platz zu denken oder zu ersinnen, da ich einmal die Welt kenne, und mir es nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht. Sie, von Ihrer Seite, vergnügen Sie sich an meinem Dasein jetzt; und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen sollte — ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlasse gute Freunde und einen guten Namen; und so kann es Ihnen der beste Trost sein, daß ich „nicht ganz sterbe".

Er überlebte lange die Mutter, die ihn in jugendlichem Alter gebar, die ein hohes Alter erreichte; er sah seinen Fürsten den edelsten zugerechnet, deren sich Deutschland rühmt; er feierte am 7. November 1825 seinen Jubeltag, und las an ihm die Worte des fürstlichen Freundes: „Die funfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne ich mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rathe, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke, und den für immer gewonnen zu haben ich als eine der

höchsten Zierden meiner Regierung achte"; diese Worte, in fürstlicher Weise begleitet von einer Denkmünze, die, des Gefeierten Bildniß mit dem seines Fürsten und seiner Fürstin verbindend, des Gebers Gesinnung gegen den Freund und Diener bedeutungsvoll aussprach; er las am 28. August 1831, an seinem letzten, dem drei und achtzigsten, Geburtstage, jene anmuthigen am 7. September 1783 geschriebenen Zeilen an Ort und Stelle wieder, und fand im nächsten Jahre, nach einem rastlos thätigen, mühevollen Leben, seine endliche Ruhe neben dem ihm vorangegangenen Herrn und Freunde in derselben Gruft, an einer Stätte, die jedem Deutschen eine heilige sein sollte.

Goethe weiset an mehreren Stellen seiner Werke dem Gelegenheitsgedichte einen hohen Rang unter den Gattungen der Poesie an; so sagt er:

Willst du dich als Dichter erweisen,
So mußt du nicht Hirten und Helden preisen.
Hier ist Rhodus, hier tanze, du Wicht,
Und der Gelegenheit schaff' ein Gedicht;

in welchen so leicht hingeworfenen, unscheinbaren Versen er doch dieselbe Wahrheit ausspricht, die wir in

einer sehr bedeutenden Stelle seiner Biographie ausgesprochen finden. „Dein Bestreben, sagte Merck zu ihm, Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, die Imagination zu verwirklichen; und das giebt nichts wie dummes Zeug.“ *) — „Faßt man, setzt Goethe hinzu, die ungeheure Differenz dieser beiden Handlungsweisen, hält man sie fest, und wendet sie an, so erlangt man viel Aufschluß über tausend andre Dinge.“ Namentlich aber ist sie auf das Gelegenheitsgedicht anzuwenden, indem diesem in vorzüglichem Grade der Beruf zugetheilt ist, welcher der Kunst im Allgemeinen ward, der Beruf, den Goethe in einem seiner vollendetsten Dramen auch der Liebe zutheilt: das Eine zum All, das Gegenwärtige zum Ewigen, das Flüchtige zum Dauernden zu erheben. Wir haben bei diesen Worten freilich die höchste und edelste Art der Gelegenheitsgedichte im Sinne; denn es giebt auch geringere. Aber möge man in ihnen bei ernster Veranlassung den Scherz walten lassen, möge man der Lichtseite die Schattenseite entgegenhalten, möge man Parodie, Allegorie, Symbolik aufbieten — immer

---

*) Aus meinem Leben, Buch 18.

wird sich das Bestreben kund thun, den Gegenstand des Augenblicks, der Wirklichkeit in das Gebiet des freien Gedankens, der Poesie hinüber zu spielen. Wenden wir uns zu jener höheren Art, so konnte wohl der Beruf des Gelegenheitsgedichts nicht schöner durch die That ausgesprochen werden als in dem Gedichte, in welchem Goethe die Ankunft des Kaisers von Oesterreich im Carlsbade (1812) feiert.

Er kommt! Er naht! — Wie fühlt bei diesem Schalle
Die Seele gleich sich ahnungsvoll bedingt!
Doch schon befreien sich die Herzen alle
Durch Leberuf, davon der Fels erklingt.
Nun, Muse, streue gleich auf die im Schwalle
Bewegte Volksfluth, die den Herrn umringt,
Den Samen aus zu würdiger Beachtung
Des Augenblicks, und ewiger Betrachtung.

Hiemit ist schon die höhere Bedeutung unsers Gedichts, das auch der Gelegenheit, der Gegenwart sein Entstehen verdankt, bezeichnet. Der Samen zu würdiger Beachtung des Augenblicks ist in ihm ausgestreut, die Betrachtung, zu der es einladet, führt weit über die Gegenwart, über den Raum, auf welchem es sich bewegt, ja, über die engen Grenzen der Zeit überhaupt hinaus. Und somit wäre das ausgesprochen, was über die Form des Gedichts — dies

Wort im höhern Sinne genommen — zu sagen war. Aber die Poesie, wie sie das Ewige an das Zeitliche, das Göttliche an das Menschliche, das Himmlische an das Irdische knüpft, bereitet sich auch gern eine anmuthige Stätte, auf der sie ihre höheren Gedanken entfaltet, gleichsam einen Rahmen um das von ihr geschaffene Gebilde; sie strebt, dieser Stätte alles Charakteristische, den Schein der lebendigsten Wirklichkeit zu geben. Wie passend ist für die Betrachtung, zu der unser Gedicht einladet, diese Stätte gewählt worden! dieser Ort, der lebendigste Zeuge dessen, was seit acht Jahren auf den gefeierten Fürsten einwirkte, diese Gegend, die ihm seine früheren Gefühle und Gedanken zurückrufen mußte, die seine erste Thätigkeit erfuhr, wie sie das Verhältniß zu dem Freunde ihm auf das lebhafteste vorhielt. Und wie diese Stätte geschildert und ausgemalt ist, das darzuthun genügt das zu Anfang unserer Betrachtung Gesagte; es giebt uns eine schöne Probe von der Meisterschaft des Dichters auch in dieser untergeordneten Art von Form. Was brauchen wir noch auf den Wohllaut, den dem Gegenstande entsprechenden Zauber der Verse aufmerksam zu machen?

Und wie wir, um den Werth, die Bedeutung des Gelegenheitsgedichts zu bezeichnen, uns des Anfangs

jenes Carlsbader Gedichtes bedienten, so wenden wir den Schluß desselben auf das Ilmenauische an:

Es werde so, bei'm glücklichsten Ereigniß,
Die kleine Stadt des ganzen Landes Gleichniß.

Nachschrift.

Ich bin ausführlicher geworden, als meine Absicht war, da ich mich, deinen Wunsch, lieber Heinrich, zu erfüllen anschickte. Aber indem ich mich meine Erläuterungen möglichst zu documentiren bemühte, zog, wie es zu gehen pflegt, Eins das Andere nach; und so entstand freilich eine Art von Cento, der nur das Verdienst haben mag, daß er das vielen Briefen und Büchern Entnommene geordnet und unter einen besondern Gesichtspunkt zusammengefaßt hat. Ein solcher Cento schien mir aber unvermeidlich, da ich bei'm Niederschreiben des Obigen, als der Commentar sich erweiterte, an mehr Leser dachte, als an

dich allein; und es giebt deren viele, die das, was man an einem Autor aus voller Seele preiset, Uebertreibung und Lobhudelei nennen, wofern es nicht mit authentischen Documenten belegt ist.

Sofort bin ich veranlaßt, abermals ein solches beizubringen. Denn oft habe ich gehört und gelesen, daß man Goethe'n aus seinem Leben in Weimar, vor Allem aus dem früheſten, einen Vorwurf macht: in Bemühung um die Gunst des Hofes, in jenen „Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flittern“ habe er seine Kraft vergeudet, seine Zeit versplittert. Wie ungerecht ein solcher Vorwurf, geht aus dem über jene Zeit Mitgetheilten hervor. Ich füge aber noch eine Stelle aus Goethe's Selbstbiographie (Buch 17) hinzu, die, in Bezug auf eine frühere Zeit, von der Befürchtung eines ähnlichen Vorwurfs erzeugt ward: „Sollte einem ernsten Leser eine solche Lebensweise gar zu lose, zu leichtfertig erscheinen, so möge er bedenken, daß zwischen dasjenige, was hier des Vortrags halben, wie im Zusammenhange geschildert ist, sich Tage und Wochen des Entbehrens, andere Bestimmungen und Thätigkeiten, sogar unerträgliche Langeweile widerwärtig einstellten.“ Vor der Langenweile freilich war er, wie der Brief an Knebel vom Jahre 1782 bezeugt, in Weimar gesichert.

Und doch wird wohl dieser oder jener sagen: Auch jene Briefe und anderweitige Documente führen nicht hinter die Coulissen; wer hinter diesen stand, dem wird manches Glänzende verschwinden, manches Mißfallende aufgestoßen sein. Ich antworte: Goethe selbst hat uns hie und da, auch in dem, was ich mitgetheilt, hinter die Coulissen geführt; und die Schattenseite fehlt auch meinem Weimarischen Bilde nicht. Sie möge der Lichtseite als Folie dienen. Und hören wir endlich Goethe'n, der an seinen Freund Schiller schreibt:

„Mir kommt immer vor, wenn man von Schriften, wie von Handlungen, nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth ist. Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle, und was wieder Realität hervorbringt; alles Andere ist eitel, und vereitelt nur.“ *)

Unsre Literatur ist in der Gegenwart in mehr als einer Hinsicht getrübt. Wirksam, regsam genug ist sie; aber wie viele sind, die mit einer Liebe, wie Goethe

---

*) Briefwechsel zwischen Sch. und G. Nr. 165.

sie in jenen Worten ausspricht, mit einer solchen Theilnahme das betrachten, was sie besitzen, was ihnen geboten wird? — Wird ferner nach funfzig oder sechzig Jahren wohl Einer mit der Liebe auf diese Gegenwart blicken können, mit welcher du, und schwerlich Viele mit dir, auf jene Zeiten zurückblickst? — Doch, ich bin in Gefahr, mich in traurige Betrachtungen zu verlieren. Wende dich mit mir noch einmal zu dem heitern Ilmenau zurück, und lies, was ich vor einer Reihe von Jahren in lebendiger Erinnerung an dasselbe niederschrieb.

Zugabe.

Ilmenau.

Aus den Blättern für lit. Unterhaltung. 1830, 1. Sept.

Der Dichter wird oft genug erinnert, daß er, obgleich den höhern Regionen zugewandt, auf der Erde wandelt; auch dadurch wird er es, daß man körperlichen Dingen, die in einiger Beziehung zu ihm standen, oft eine größere Aufmerksamkeit und Neigung zugewendet sieht als seinen geistigsten Productionen. Daß man eine Feder, mit der ein Dichter ein anmuthiges Lied geschrieben, eine Handschrift von ihm, eine Locke von seinem Haar mit Sorgfalt bewahrt, dagegen ist nichts zu sagen; es kann dies der Ausdruck einer zarten Empfindung sein; aber es giebt Menschen, bei denen solche Dinge zu puren Curiositäten werden, die einen Stuhl, auf dem sitzend Schil-

ler seinen „Wallenstein“ geschrieben, zehnmal höher schätzen würden als das Gedicht selbst, das sie vielleicht nie gelesen, oder, gelesen, nicht verstanden haben.

Auf eine ähnliche Weise entfernen sich die vom Wahren, die, wenn sie einen Roman oder eine andere Dichtung gelesen, eifrig bemüht sind, den Originalen, wie sie es nennen, zu dieser oder jener in dem Gedichte vorkommenden Person, zu einer in demselben geschilderten Gegend oder Oertlichkeit nachzuspüren. Wie oft hört man nicht, und selbst in gebildeten Cirkeln, wenn von einer Dichtung die Rede ist, kein anderes Urtheil als: „Damit hat der Dichter Den und Den gemeint! da hat ihm diese Gegend vor der Einbildung gestanden! jenen Ort hat er auf das genaueste copirt!“ Und so fliehen die Menschen sofort vor der eigentlichen Region, die der Dichter heranzuzaubern sich bemüht hatte.

Und doch kann die Betrachtung einer Gegend, in der ein Dichter lebte, wenn wir sie selbst, oder Gegenstände aus ihr in den Werken desselben abgespiegelt glauben, ein Gefühl erzeugen, das als anmuthig und menschlich keineswegs zu tadeln ist, obgleich es mit der eigentlichen Erkenntniß jener Werke nichts zu schaffen hat. Wer läse nicht mit Entzücken Washington Irving’s „Wanderung nach Stratford am

Avon", nach dem alten Familiensitze der Lucy's in Charlecot *)? und wer theilte nicht mit diesem liebenswürdigen Dichter das Gefühl, das ihm die Zeilen eingab: „Die ganze Gegend umher ist dichterischer Boden; Alles steht mit dem Gedanken an Shakspeare in Verbindung. Jede alte Bauerhütte, die ich sah, schien mir in seiner Knabenzeit von ihm besucht worden zu sein, wo er seine genaue Kenntniß des Landlebens und der ländlichen Sitten erlangt und jene Märchen und die abergläubischen Träume gehört hatte, die er wie Zauberei in seine Schauspiele verwebt hat." Dieses Gefühl, gemischt aus einer Versetzung in eine längst vergangene Zeit, aus der Erinnerung an einen großen Mann, der alle menschlichen Empfindungen gekannt hat und anspricht, und getragen durch die Betrachtung der Natur, die, wie auch Jahrhunderte über ihr hingehen mögen, immer dieselbe bleibt — dieses Gefühl, der menschlichen Natur so homogen, dürfen wir, im bessern Sinne des Worts, ein sentimentales nennen. Jener edle Dichter schildert dasselbe in seiner eigenthümlichen Weise noch gar passend: „Unter dem zauberischen Einflusse Shakspeare's war ich den Tag über in einer vollständigen Ver-

*) In Gottfried Crayon's „Skizzenbuche", Th. 2.

blendung umhergegangen. Ich hatte die Landschaft durch das Prisma der Dichtung betrachtet, welches jeden Gegenstand mit den Farben des Regenbogens überzieht. Ich war von Geschöpfen der Einbildungskraft, von reinen Luftgebilden, durch dichterische Kraft heraufbeschworen, und die doch für mich den ganzen Reiz der Wirklichkeit gehabt hatten, umgeben gewesen; und so konnte ich nicht umhin, die besondere Gabe des Dichters zu bewundern, wie er im Stande sei, den Zauber seines Gemüths über das Antlitz der Natur selbst zu verbreiten, den Sachen und Orten einen Reiz und Charakter zu verleihen, der ihnen nicht eigen ist, und diese „Werkeltags-Welt" in ein wahres Feenland zu verwandeln."

Vielleicht findet sich nach ein paar hundert Jahren ein zweiter Washington Irving in Deutschland, der nach Gegenden forscht, in denen unser Goethe lebte, die in diesem und jenem seiner Werke abgespiegelt erscheinen. „Nach ein paar hundert Jahren", sage ich; denn der Reiz einer längst vergangenen Zeit muß auch beitragen, die Gefühle zu erzeugen, die uns in der Schilderung des Amerikaners ergötzten. Mir kommt dieser Reiz nicht zu statten, und überhaupt fehlt mir das schöne Talent jenes Schriftstellers. Ich will nur eine Gegend bezeichnen, an der sich vielleicht einst

einer versucht, der es besitzt. Die Gegend um Wetzlar, das Dörfchen Garbenheim, der Brunnen in der Nähe von Mainz sind bekannt als Oertlichkeiten, denen „Werther's Leiden“ und „Hermann und Dorothea“ eine höhere Bedeutung durch dichterische Weihe gegeben haben. Manchen Wanderer, der diese anmuthige Gegend überschaut, der in der Kühle dieses Brunnens ruht, werden noch die Geister jener Dichtungen umschweben.

Mir wurden andere vor die Phantasie gezaubert, als ich vor einer Reihe von Jahren die Gegend von Ilmenau durchstreifte, diese reizende Gegend, in der Goethe, wie aus seiner Biographie und aus den Briefen an Schiller hervorgeht, einst oft verweilte, an die er (am 3. September 1783) die schönen Worte richtet:

Anmuthig Thal! du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste;
Entfaltet mir die schwerbehangnen Aeste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein;
Erquickt von euren Höh'n, am Tag der Lieb' und Lust,
Mit frischer Luft und Balsam meine Brust!

Wie lebendig wurden mir diese Worte, als ich den Berg, der Gickelhahn genannt, hinanstieg! denn diesen redete Goethe gewiß an; hier, sagte man mir, weilte

er oft da er seine „Iphigenia“ dichtete; im Innern einer Hütte auf der Höhe des Berges sollen die schönen Verse: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'“ angeschrieben stehen — als ich den Balsam der hohen Tannen einathmete, die anmuthige Landstadt zu meinen Füßen sah, links und rechts stille Thäler, von Bächen durchrauscht; an nähern und fernern Mühlen, Jagdhäusern, Hohen Oefen, aus denen Garben gleich die mächtige Glut emporsteigt, weidet sich das Auge; an keinem Orte hat mir das Geläute der den Ställen ruhig zuwandelnden Rinder so lieblich getönt als hier.

Als ich nach einer heißen Nachmittagswanderung in das Wirthshaus am Markte zurückgekehrt war, fand ich an meinem Fenster ein Gerüst aufgeschlagen, auf dem sogleich Seiltänzer ihre Künste zu produciren anfingen. Es waren ganz gewöhnliche, wie sie auf dem Lande, in kleinern Städten herumzuziehen pflegen; keine Mignon, nicht einmal ein Narciß, oder eine Landrinette unter ihnen; aber in dem Augenblicke war mir's, als ob ich an dem Orte sei, wo Wilhelm Meister die Seilkünstler fand, Philinen und Laertes kennen lernte und seine Mignon gewann. Als ich am andern Morgen von einer sanften, dem Gickelhahn gegenüber an der andern Seite der Stadt

gelegenen Anhöhe auf die letztere blickte, glaubte ich „am Fuße des Gebirges, in der schönen und fruchtbaren Ebene, an dem sanften Flusse, im Sonnenschein das heitere Landstädtchen" zu sehen, in welchem Wilhelm Meister, seine Handelsgeschäfte vergessend, so lange einem reizenden, träumerischen Müßiggange nachhing. Nun bildete ich mir sogleich ein, hier das Jägerhaus zu entdecken, wo Wilhelm mit seiner Gesellschaft das Mittagsmahl einnimmt, daneben die herrlichen alten Bäume, aus deren Schatten Philine den empfindsamen jungen Mann durch ein Liedchen vom Kuckuk vertreibt; dort die Stelle, wo die auf dem schmalen Flusse Hinfahrenden den bedeutenden Fremden aufnehmen; und dort die Mühle, vor der die Bergleute das artige kleine Schauspiel aufführen.

Schwerlich würde ich dies Alles gefunden haben, wenn nicht der gestrige Gang auf den Gickelhahn, nicht die Seiltänzer darauf meine Phantasie mit Goethe'schen Bildern angefüllt hätten. Aber in den nächstfolgenden Tagen ward diese noch mehr in dem Glauben bestärkt, daß sie sich auf classischem Boden ergehe, daß Eindrücke, von diesem Boden gewonnen, in den erwähnten Roman übergegangen seien. Ich wandte mich an einen in Ilmenau wohnenden Bergmann mit der Bitte, mich in dem nahen Kohlenberg-

werke herumzuführen. Er versprach es, und zugleich ein paar treffliche Bergmannskleider für mich und meinen Gefährten. Diese fanden wir zur bestimmten Stunde bereit; und indem unser Führer sie uns anlegte, versicherte er mit wichtiger Miene, in diesen Kleidern seien oft der Herzog von Weimar und der Geheime Rath Goethe in den Schacht gefahren, um nach der Arbeit zu sehen. Der Bergmann war sehr gesprächiger Natur; und da er nicht allein über das Bergwerk, in welchem er arbeitete, Rechenschaft zu geben wußte, sondern auch eine genaue Kenntniß der Umgegend verrieth, forderte ich ihn auf, am andern Tage mich über den Schneekopf nach Suhl zu führen, wozu er bereit war. Früh am andern Morgen war mein und meines Begleiters Mantelsack auf sein Reff geschnallt, und wir wandelten frisch die Höhen hinan. Erquicklich war bei dem schönen warmen Wetter der balsamische Duft des Nadelholzes; auch diese völlige Einsamkeit in der Waldung am Schneekopf that einem wohl, diese Stille, nur zuweilen durch die Töne eines Kreuzschnabels (Krünitz) unterbrochen. Doch auch hier hatte unser Bergmann Bekanntschaft. Ein Kohlenbrenner im dichtesten Walde ward angesprochen, und wir lagerten uns an seinem Meiler, während er dienstfertig uns eine Behme (Schei-

ben Brotes, zwischen die Butter gestrichen wird) auf seinem Schürbaum im Meiler röstete. Indeß ruhten wir behaglich; unser Führer erzählte uns viel von den Sitten und Gebräuchen der Bergleute, was trefflich in diese Einsamkeit paßte und abermals lehrte, daß auch der beschränkteste Zustand seinen Frieden und seine Freude hat. Auch an Liedern und Musik fehle es ihnen nicht, bemerkte er, und mannichmal führten sie auch zu Dreien ein Lied auf, unter Begleitung ihrer Instrumente. Auf unsere Bitte sagte er sofort folgende Strophen her, die ich mir später von ihm aufschreiben ließ:

Erster Bergmann.

Glück auf! mein guter Freund,
Was geht Ihr mit der Ruthen?
Ich glaub', ihr seid vermeint,
Ein Bergwerk hier zu muthen.
Wenn ich ankommen kann,
So tret' ich selbst mit an;
Ich seh' ja das Gebirge
Für etwas Edles an.

Zweiter Bergmann.

Ach ja, mein werther Mann,
Ich habe das Vertrauen,

So gut als ich nur kann,
Ein Bergwerk hier zu bauen.
Die Muthung ist gelegt,
Daß man allhier einschlägt;
Ich hab' ja das Vertrauen,
Daß es was Edles trägt.

Bauer.

Was Hanker macht Ihr do
Auf mienen schienen Fälle?
Es is mir aben alsu,
Als wenn ihr ene Hälle
Auf mein Gebiet gebracht,
Su wuhl als hätt' Ihr's Macht.
Ihr Berkleut' seid den Bauern
Auf Schoden nur bedacht.

Bergmann.

Du red'st aus Unverstand;
Es ist ja zu beweisen,
Daß durch des Bergmanns Hand
Kömmt Kupfer, Stahl und Eisen,
Gold, Silber, Zinn und Blei,
Metall und mancherlei;
Von wegen ihrer Hände
Wird es geschafft herbei.

Bauer.

Ihr Leut', ich sog's Euch nu,
Loßt mir mein Falt mit Freden;
Wann ich ka Eisen ho,
So laf ich hen zum Schmeda;
Die machen mir so nett
Mistgabel und Hemmkett',
Pflugschor, Rothnagel, Hufeisen;
Wer nur viel nöthig hätt'!

Bergmann.

Mein lieber Bauersmann,
So viel als wir verspüren,
Ist es nicht gut gethan,
Mit Euch zu disputiren.
Seid Ihr uns gleich nicht hold,
So klagt Ihr's, wem ihr wollt;
Wir wissen schon von weitem,
Was Ihr ausrichten sollt.

Bauer.

Ihr Leut', ich sog's Euch nu,
Do hie hot's ka Geschicke.
Bald kommt e Kalb, ene Kuh,
E Schof zum Ungelücke.

Bergmann.

Was kümmert uns Dein Vieh,
Dein Ochse, Schaf und Küh'?
Die magst Du lassen hüten;
Deswegen bist Du hie.

Bauer.

Ihr Leut', ich sog's Euch nu,
Loßt mich in guter Ruhn.
Ich schlo, Parole! zu;
Ihr thut mir großen Schoden.

Bergmann.

Wir tragen keine Scheu;
Schlag zu! wir sind dabei;
Wo wir je was vermuthen,
Steht uns zu schürfen frei.

Bauer.

Das war e anner Wort;
Ihr sollt die Freiheit hobe.
Meinthalb grobt immerfort;
Ich geb' mein Steuer und Goben
Und mein Soldatengält;
Sonst müßt Ihr mir für's Falt
Dreihundert Thaler gabe;
Sonst brauch' ich ja Gewalt.

Bergmann.

Ach, Bauer, was man verwüst't,
Für Dich und die Beschwerden,
Wie es gebräuchlich ist,
Ein Kur soll Deine werden.
Denselben hast Du frei,
Die Erzfuhr auch dabei.
Was willst Du weiter sagen,
Daß es Dein Schaden sei?

Bauer.

Wie gruß is denn e Kur?
Was thut denn eener galle?
Ei lieber gabt mer'n flugs,
Daß ich mein Maul konn halle.
Es steht mir Frogen frei;
Er sei von Stroh oder Heu,
Von Leinwand oder Leder,
Ob er von Holze sei.

Bergmann.

Ein Kur ist ein Bergtheil,
Den man auf einer Zeche
Nimmt. Diesen hast Du frei.
Hör' nur, was ich jetzt spreche:
Läßt sich ein Anbruch an,
So hast Du Theil daran,

Und kannst in wenig Jahren
Werden ein reicher Mann.

Bauer.

Ei nu, das were gut,
Ihr lieben broven Leute.
Ich brauch's zu höchster Nuth;
Ihr macht mich schon voll Freude.
Daß ich mich a bedenk',
Kommt, giet met mir in die Schenk',
Eh mich die Zeit dazu zweng',
Daß ich mich von Euch wend'.

Bergmann.

Ei, dafür danken wir;
Es hat ja nichts zu sagen.

Bauer.

Ei nu, e Fäßla Bier,
Das konn wir gut vertrogen,
Wir sein ja gute Freund'.
Der Hanker huhl' den Feind!
Wir wullen fröhlich läbe.
Ein Schalm, der's böse meint!

Es war wohl natürlich, daß ich in diesem Liede das Original des kleinen Schauspiels zu finden glaubte, welches die Bergleute bei jener Mühle vor Wilhelm

Meister und seiner Gesellschaft aufführen, das den Helden des Romans zu so interessanten Betrachtungen veranlaßt. Freilich denken wir uns dasselbe in dem Buche minder roh, als es auf dem Papiere vorliegt. Aber auch ein roheres würde die Phantasien, von denen ich erfüllt war, genährt haben. Der Bergmann ward mir sehr werth; wie er sich denn als einen fleißigen, in seinem Fach wohlunterrichteten Mann von menschlichem Gefühl erwies. Dies zeigte sich auch, als wir in der Nähe von Suhl auf eine Schaar bergmännischer Spielleute stießen, die vor einem ländlichen Wirthshause im Schatten alter Linden spielten und Lieder sangen. Er war mit ihnen bekannt, setzte sich zu ihnen und stimmte in ein Lied ein, mit dessen Vortrag sie eben beschäftigt waren. Eine Strophe desselben prägte sich mir ein, da sie, von den tiefen Männerstimmen in einer ausdrucksvollen, einfachen Melodie gesungen, wirklich von großer Wirkung war:

Wir müssen in Trauer gehen
In dieser schönen Welt;
Steigt mancher von uns in die Grube,
Schaut nimmer das grüne Feld.

Nachher sagte er mir, er könne diese Worte nie sin-

gen, „ohne daß das Herz im Leibe sich ihm umwende“. Ich hatte diese Rührung auf seinem Gesichte während des Singens gelesen, und auch an mir wiederum erfahren, wie man oft ganz unerwartet von den tiefsten, ergreifendsten Gefühlen überrascht wird.

In dem Ilmenauer Gedichte, erläutert, wie wir es vorlegten, fanden wir Goethe'n thätig in Staatsverwaltung, dirigirend, ordnend, schaffend. „Den Hof, schrieb er schon im März 1776 an Merck, hab' ich nun probirt; nun will ich auch das Regiment probiren“; und Wieland, in seiner sanguinischen Art, einige Wochen später an denselben: „Goethe lebt und regiert und wüthet, und giebt Regenwetter und Sonnenschein tour à tour, und macht uns Alle glücklich, er mache was er will.“ Wie sauer er sich's werden ließ, wie an die Stelle der brausenden Jugendlust Ernst, Verschlossenheit, „Taciturnität“, wie Carl August sich ausdrückt, traten, das lesen wir in vielen seiner Briefe, wie in Briefen des Herzogs und Wieland's. Aber, wie ernst es ihm mit den Geschäften war, wie pflichtgetreu er mit seinen Tagen geizte — „sein Verhältniß zu den Geschäften war nur aus dem persönlichen zu seinem Fürsten entsprungen“;

die Natnr hatte ihn zum Dichter bestimmt. Sie mußte durchbrechen; und sie gab sich zunächst kund in einer unbezwinglichen Sehnsucht nach dem Lande der Kunst, nach Italien. Vernehmen wir ihn selbst in einem Briefe, den er aus diesem „Arcadien“ an den Herzog schreibt.

„Wie sehr danke ich Ihnen, daß Sie mir diese köstliche Muße geben und gönnen. Da doch einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätte ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen. Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so langen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden. Aber als was? — als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauernd wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu gebrauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mich jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt. Dieser Beurtheilung unterwerf' ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen denken, ich will gern und jederzeit meine Meinung

sagen. Lassen Sie mich von Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle, von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht da= und dorthin zu leiten sein. Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen, sorgen Sie ferner für mich. Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen; und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was Niemand als ich kann, und das Uebrige Andern auftragen. Ihre Gesinnungen, die Sie mir in Ihrem Briefe zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: Herr, hier bin ich, mache aus Deinem Knecht was Du willst.“

Der Herzog, auch hier die Stimme der Natur hörend und ihr gehorchend, erfüllte des Dichters Wunsch, gab ihm Muße, bei bewahrter Neigung und gesteigertem Vertrauen. Das sollte Deutschland ihm nie vergessen; wie es Goethe ihm nicht ver=

gaß, der, mit Schmerzen von dem geliebten Lande scheidend, dennoch sang:

Südwärts liegen der Schätze, wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderstehlich zurück.

Betrachten wir zunächst, welchen Einfluß Italien auf Goethe hatte, wie er hier von neuem geboren ward, wie die Kunst hier vollendete, was die Natur im reichsten Maße gegeben.

Ueber
Goethe's Italienische Reise.

Geschrieben im Jahre 1830.

Glänzen sah ich das Meer und blinken die liebliche Welle;
Frisch mit günstigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnsucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald sich der schmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze, wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderstehlich zurück.

Ich fasse von allen Seiten zusammen, und bringe viel zurück; auch gewiß viel Vaterlandsliebe, und Freude am Leben mit wenigen Freunden.

Goethe. Neapel, am 17. März 1787.

Am 3. September 1787 schrieb Goethe von Rom aus an seine weimarischen Freunde: „Welch ein Jahr! und welch eine sonderbare Epoche für mich dieser Tag, des Herzogs Geburtstag, und ein Geburtstag für mich zu einem neuen Leben!“ (Goethe's Werke, 29. Bd., S. 77.) Er weist auf den 3. September des vorigen Jahres zurück, an welchem er von Carlsbad aus seine Reise nach Italien antrat, und die Epoche, von der er redet, ist sonach das in Italien verlebte Jahr. Sieben Jahre später schrieb Schiller an Goethe:

Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht

worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte und von außenher durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, cor-

rigiren; und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von statten gehen. („Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe“, I, S. 15, 16.)

Und diese Begriffe, werden wir hinzusetzen, wenn wir Goethe's „Italienische Reise“ gelesen haben, wird ein Aufenthalt in Italien dem Fremdling zuführen und aufdringen, Italien wird sie entwickeln und zu Anschauungen erheben. Nehmen wir zu den obigen Worten Schiller's noch folgende Stelle aus den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“, die, wie er selbst sagt (Briefw., I, S. 51), Goethe's Portrait enthalten: „Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Zögling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters, und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück, aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jen-

seits aller Zeit, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen" — und fragen uns dann, was Schiller wohl unter der Form des Nothwendigen verstanden habe, unter der Form, die in einer edlern Zeit, ja jenseits aller Zeit liegt?

Es ist schwer und mir wenigstens nicht möglich, hierauf ausreichend zu antworten. Vielleicht möchte es selbst Schiller'n nicht gelungen sein, genügend Das darzustellen, was in seinem Geiste vorging, als er dem Freunde mit solchem Entzücken von seiner Lectüre des Homer schreibt, und namentlich über die ganz einfache Scene eines Hausbesuchs (der Thetis beim Hephästos), eines handwerksmäßigen Geschäfts sich äußert, sie enthalte ein Unendliches in Stoff und Form (Briefw., V, S. 37). Aber warum sollten wir uns scheuen, zu Beispielen unsere Zuflucht zu nehmen, wo es vielleicht auch Schiller gethan hätte, wo auch der kunstverständige Sammler in Goethe's liebenswürdigem Romane: „Der Sammler und die Seinigen" (s. Briefw.) es thut? Nehmen wir einzelne Scenen der Ilias: Patroclus' Tod; den Kampf über seinem Leichnam; Achilles' Rüstung, da er den Freund zu rächen sich erhebt; jeder Sinnbegabte wird sagen, daß diesen Scenen ein bedeutender Stoff, eine große Natur zum Grunde liegt, daß der Dichter ihnen den

vollen Gehalt seines Gemüths einverleibt habe. Ist es nun nicht, als ob diese so gehaltvolle Natur von dem Busen des Dichters auf das Blatt desselben wie abgedruckt sei, doch so, daß dieses Blatt nichts angenommen, was der gemeinen Erscheinung, der ungebildeten Wirklichkeit gehört? Dies dürfen wir wohl Form nennen und eine nothwendige, indem, wie in der Natur, so in Werken der Kunst, das Erscheinende und was ihm zum Grunde liegt, die Seele, sich nur auf Eine Art, die einzig wahre, offenbaren kann; und sie ist nicht bloß Abdruck eines schon vorhandenen, sie begreift neben der Natur, die sie darstellt, zugleich die freieste Erfindung des Dichters. In der letzterwähnten Scene legt Achilles ganz einfach Stück vor Stück die göttlichen, von der Mutter gebrachten Waffen an; hier ist kein Wort zu wenig oder zu viel, Alles würdig; und als nun der Held sich in der Rüstung versucht, und sie ihm „wie Flügel ist, und den Hirten der Völker erhebt“ (Ilias, 19, 386), da steht der Göttersohn vor uns, würdig, in dem ersten aller Gedichte die erste Rolle zu spielen. Die Natur des Großen und Schönen offenbart sich uns; aber auch die Eigenthümlichkeit desselben, daß es auf Erden eine schnell vorübergehende Erscheinung ist, hat des Dichters erfindender Geist

seiner Schöpfung eingewebt. Achilles besteigt seinen Wagen, und das göttliche Roß weissagt ihm in ernster Rede sein nahendes Ende. Und wie ist Patroclus' Tod geschildert! Diese Glut der Tapferkeit, in der der Held sich unter die Troer stürzt, diese Betäubung, da ihn die Hand des Gottes geschlagen, die Verwirrung seiner Sinne, in der er wiederholter Verwundung preisgegeben ist, die Weise, in der des Sterbenden Lippen sich noch einmal weissagend aufthun! Ist es nicht, als ob wir das vollendetste Bildwerk mit Augen sähen! aber ein bewegliches, fortschreitendes, wie es Lessing's Geist dachte, da er die bildende Kunst von der dichtenden unterschied. Es würde uns zu weit von unserm Ziele abführen, wollten wir die dritte von uns genannte Scene, den Kampf über der Leiche des Patroclus, im Einzelnen durchgehen; aber man betrachte jedes Einzelne mit Genauigkeit, mit Liebe, mit künstlerischem Auge, und man wird finden, daß der Dichter durch treues Beachten der Natur, durch Steigerung, durch Erfindung, durch Gleichniß und Benutzung des Symbolischen eine ganz wahre, aber gesteigerte und verklärte Natur geschaffen hat.

Wir lenken ein durch eine Vergleichung, die auf den ersten Blick seltsam erscheinen könnte; aber ein

Etwas findet sich in allen Werken der Kunst, in Hinsicht auf welches sie mit einander verglichen werden können, sei es auch nur, um die Verschiedenheit zwischen denselben darzuthun. Wie unterscheidet sich denn nun die Kunst in einem der frühern Werke unsers deutschen Dichters von der, die wir eben im Homer bewunderten? Nehmen wir als Beispiel „Werther's Leiden". Daß in diesem Romane neben einer mächtigen jugendlichen Glut der echte Bildungstrieb und ein lebendiges Streben nach künstlerischer Gestaltung sich offenbare, darüber werden alle Freunde der Kunst einverstanden sein. Aber wenn wir einen Blick auf den Griechen werfen und betrachten, welchen Abdruck der Natur er auf sein Blatt brachte? dann werden wir finden, daß dieses bei weitem weniger annahm als Das, auf welches der Dichter des Werther seine Gedanken und Empfindungen ausströmen ließ. Wir werden bei dem Letztern Empfindungen und Gefühle über die Natur, freilich sehr reiche, erhabene, gewaltige, wahrnehmen, bei Jenem die Natur selbst in ihrer einfachen Ruhe und Klarheit. In Neapel und Sicilien sah Goethe die Natur mit ganz andern Augen, mit homerischen, an; wir sagen dieses getrost, ohne den Einwurf zu scheuen, daß die Naturschilderungen im Werther nicht geradezu aus

seinem, sondern aus dem zerrütteten Gemüthe des unglücklichen Jünglings hervorgehen. Auch bei Goethe zeigte sich schon ein reicher Gehalt, der dem nicht dankbaren Stoffe Würde zu verleihen wußte; doch gehörte dieser Gehalt noch mehr dem Gemüthe und Gefühle an als der künstlerischen Anschauung. Aehnliches wie das, was in seiner Seele vorging, da er als Dichter auftrat, wird sich wohl Anfangs in jedem wahren Dichter der neuern Zeit regen; er wird eine ungeheuere Wirkung hervorbringen, und rauschender Beifall wird ihn begrüßen; aber er wird späterhin sich selbst sagen, daß dieser Beifall nicht dem Schönen galt. Der Menge bleibt es ein hartes Wort, daß das Schöne höher stehe als das Gemüthvolle, und wer es ausspricht, mache sich auf den Tadel gefaßt: er treibe Abgötterei mit einer kalten, herzlosen Schönheit. Als ob der Genius, der Schöpfer des Schönen, der Wärme des Gemüths entbehren könnte, und nicht vielmehr, wie die Vernunft alle einzelnen Seelenkräfte, so Verstand und Gemüth und Herz mit gleichen Rechten unter sich begriffe.

Goethe war, als er die Reise nach Italien antrat, lange über die Werther'sche Periode hinaus; durch eine Bearbeitung seines Romans hatte er dem-

selben mehr künstlerische Haltung zu geben versucht; wodurch freilich das eigentliche Wesen desselben nicht umgewandelt werden konnte, aber doch der Gedanke erzeugt ward, welche höhere Vorstellung der Dichter von der Form gewonnen. „Iphigenie" machte dann den Uebergang zu der zweiten Periode des Dichters. Sie erfuhr eine Umgestaltung in Italien, und gewiß eine, die sie dem höhern Begriffe von Schönheit, der sich in Goethe erzeugt hatte, näher führte. Es ist bekannt, daß dieses Drama zuerst in Prosa geschrieben war, die in Italien dem Verse wich. Diese Umgestaltung, obgleich bedeutend, ist nicht die einzige und eigentliche, von der wir hier reden. Die Menge wähnt, wenn man das Wort Form nennt, es sei bloß vom Aeußern die Rede; sie ahnet nicht, daß die Form etwas Geistiges, Unaussprechliches ist, das freilich auch eine eigenthümlich gebildete Sprache, auch den Vers liebt und fodert, weil er harmonisch zu ihm stimmt, und weil es von dem Gemeinen, Ungebildeten sich möglichst entfernt hält.

Nun offenbarte sich Goethen in Rom die Herrlichkeit der griechischen Kunst, und die Ueberzeugung setzte sich in ihm für sein Leben fest: die Griechen seien von der Vorsehung bestimmt, der Welt den Kanon zu geben für das Schöne und die Darstellung desselben,

die Kunst. Ein Jahr hatte er in Italien gelebt, als er jene merkwürdigen Worte schrieb: „Welch eine Epoche für mich, der 3. September! ein Geburtstag zu einem neuen Leben!“ Sie müssen uns als Führer dienen durch die drei Bände der „Italienischen Reise“. Betrachten wir, durch sie geleitet, dieselbe, dann werden wir erst recht innewerden, in welchem Zusammenhange sie mit der Selbstbiographie Goethe's steht, wie sie den eigentlichen Wendepunkt, wir möchten sagen, den Silberblick dieses großen Lebens darstellt. Ueberhaupt bemerken wir leicht, daß von Goethe's Werken das eine immer das andere erklärt, das spätere das frühere, und umgekehrt. Die „Wahlverwandtschaften“ erhalten Licht durch „Werther“, dieser durch jene; so kann „Faust“ uns dienen zu besserm Verständniß der „Lehrjahre Wilhelm Meister's“, und selbst untergeordnete Werke, wie „Der Großkophta“, zählen mit als vervollständigende Theile in dem Kreise der Goethe'schen Schöpfungen. Dies ist sehr natürlich bei einem Dichter, von dem schon im Jahre 1774 Jacobi schrieb:

Man braucht nur Eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und

handelt. Hiemit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schönen und Bessern in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie in ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt.

Wir fügen hier, als am bequemsten Orte, noch eine Bemerkung zu: Das, was in der „Italienischen Reise“ über die bildende Kunst geredet wird, und dessen ist Vieles, ist nicht als der Erguß einer Liebhaberei zu betrachten, die auf Goethe'n, den Dichter, weiter keinen Einfluß gehabt. Den Dichter hilft Alles bilden, was er sieht, beachtet und treibt. Als er den hohen Styl der griechischen bildenden Kunst, ihre eigentliche Schönheit gewahrt, hat er diese Einsicht auch für seine Dichtungen gewonnen; und in gleicher Weise wird auch die Natur seine Lehrerin und Gehülfin; Alles ist bei ihm aus Einem Guß, alles auch noch so Verschiedene strebt zu Harmonie und Einheit. Als er sich den tiefsten Studien der griechischen bildenden Kunst und der Natur hingegeben und lange in ihnen sich verloren, schreibt er (Rom, 22. Febr. 1787): „Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin“; und auch in Italien schon konnte er sagen:

Theilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen und das Außen;
Allen muß das Ganze geben,
Um mit euch und mir zu hausen.
Immer hab' ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

In dem echten Dichtergeiste sind, wie überall in den Regionen des Geistigen, Nothwendigkeit und Freiheit mit einander verbunden; bei dem Dichter ist dies o auffallend, daß das Poëta nascitur non fit zu einem gemeinen Worte geworden ist; denn auch der Unwissendste nimmt gar leicht wahr, daß nicht Jedermann Verse zu machen im Stande ist. Erwägen wir jenes Wort in seiner tiefern Bedeutung, nehmen wir, um es uns deutlich zu machen, einen concreten Fall, dann genießen wir das schönste Schauspiel, das dem Menschen werden mag, wir sehen im Kleinen, aber im Höchsten, ein Bild der geistigen Welt, Natur und freie Bildung sich gegenseitig ergänzend, harmonisch mit einander verbunden und in Symbolen die Gesetze aussprechend, die in der Welt des Geistes walten. In dieser Hinsicht ist uns Goethe's Leben, auch fragmentarisch, wie es bis jetzt vorliegt, höchst merk-

würdig. Die Periode der Entwickelung haben wir in den ersten drei Bänden; wie der Mann seinen vollen Gehalt, seine Bildung gewann, zeigt uns die „Italienische Reise“; welche Früchte aus ihr erwuchsen, und wie sie erwuchsen, das sehen wir in dem Briefwechsel mit dem trefflichen Freunde; und, da ja nicht allein eigne Natur und Freiheit das Leben eines Menschen bedingen, auch an einer Darstellung der Widerwärtigkeiten und Hemmungen, die dieses Leben von außenher erfuhr, fehlt es nicht; und in dieser Hinsicht ist der einzelne Band aus Goethe's Leben: der „Feldzug in der Champagne“, von Bedeutung.

Wenden wir uns zu der „Italienischen Reise“. Sie war nicht ein Unternehmen der Willkür; der Genius trieb, und der von ihm Beseelte ließ ihn walten und gehorchte; die Periode, die Schiller in den oben angeführten Worten so schön schildert, mußte bei Goethe eintreten, oder sein Genius würde sich selbst untreu geworden sein.

Die letzten Jahre (schreibt er am 1. Nov. 1786, eben in Rom angelangt, an die weimarischen Freunde) wurde die Sehnsucht nach Italien eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen: zuletzt durfte ich kein

lateinisches Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer italienischen Gegend. Die Begierde, dieses Land zu sehen, war überreif; da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb und die Rückkehr wünschenswerth, ja um desto wünschenswerther, da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich so viele Schätze nicht zu eignem Besitz und Privatgebrauch mitbringe, sondern daß sie mir und Andern durch's ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen sollen.

Lesen wir dies, dann werden wir gestehen, daß Goethe ihn verdiente, „den Geburtstag zu einem neuen Leben“. Wir hören von Menschen, die, im gewöhnlichen Gange des Lebens, in der alltäglichen Umgebung fortgehend, doch eine stille Ahnung des Höhern im Busen tragen und hegen; sie verehren eine Gottheit über sich und beugen sich vor ihr, sie üben redlich ihre Pflichten; aber es ist nur noch das Gesetz, das ihre Uebung befiehlt, und noch ist ihnen ihr Gott nicht unmittelbar und zu jeglicher Stunde nahe. Da erfahren sie an sich das schöne Wort, daß „wer ihn sucht, ihn auch findet“; es kommt ein Augenblick, in dem die Gnade und Fülle der Gottheit sich in ihr Herz und Gemüth senkt. Sie sehen sich selbst und

die Welt mit einem neuen Auge an, sie fragen nicht mehr: was ist Wahrheit? diese hat sich ihnen unmittelbar geoffenbart. Ein Aehnliches findet im Gebiete des Schönen und der Kunst statt. Es kann sich Einer redlich um sie bemüht, er kann Bedeutendes und Großes geschaffen, und dadurch mächtig gewirkt haben, dennoch kommt ihm — und dies gilt namentlich vom Künstler unserer Tage, wenn er nur wirklich zur Kunst berufen war — eine Zeit, die ihn über sich selbst erhebt, die ihm das Auge öffnet für das wahre Schöne, die echte Kunst. Er hält sein früheres Leben nicht für verloren, er sieht auch dieses als ein in seiner Lage nothwendiges an; doch ist er plötzlich über eine große Kluft weggeschritten, und auch er sagt wohl in Beziehung auf sich: „der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ist ein Jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.“ Und so erklären wir uns Goethe's Wort über seinen Eintritt in die Kunstwelt Italiens.

In dem Briefe Schiller's, aus dem wir oben eine Stelle mitgetheilt haben, heißt es:

Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungen suchen Sie den Er-

klärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. (Briefw., Bd. 1, S. 14.)

Dies schöne Wort wird uns klar, wenn wir Goethen auf der Reise nach Italien die Wolken- und Gebirgszüge, wie die Gewässer, verfolgen sehen; wenn wir in Neapel und Sicilien ihn finden, wie er dem Geheimniß der Pflanzenerzeugung und Organisation auf der Spur ist und die Urpflanze bildet; wenn er in Venedig am Meere an unvollkommenen Geschöpfen die weise Natur bewundert: „wie ein Lebendiges ein so köstliches, herrliches Ding ist, so abgemessen zu seinem Zustande, so wahr, so seiend“; wenn er auf der Reise nach Neapel sich an einem schimmerndweißen Rosse ergötzt, das sich losgerissen und auf dem braunen Boden wie ein Lichtstrahl hin- und wiederfährt; endlich, wenn wir sehen, wie während der letzten Monate in Rom ihm die Menschengestalt klar wird, und nun die Worte lesen:

Umgeben von antiken Statuen, empfindet man sich in einem bewegten Naturleben; man wird die Mannichfaltigkeit der Menschengestaltung gewahr und durchaus auf den Menschen in seinem reinsten Zustande zurückgeführt; wodurch denn der Beschauer selbst lebendig und reinmenschlich wird. Man stellt solche Gebilde neben sich auf; und wenn man des Morgens die Augen aufschlägt, fühlt man sich von dem Vortrefflichsten gerührt; alles unser Denken und Sinnen ist von solchen Gedanken begleitet, und es wird dadurch unmöglich, in Barbarei zurückzufallen.

Und so geht uns ein Licht auf über das unvergleichliche Gedicht, das Goethen im „ernsten Beinhause" darstellt, wie er, von Todtenknochen umgeben, von Moder angehaucht, von Auflösung und Zerstörung umwittert, durch den Anblick eines Schädels (es ist der Schädel seines Freundes Schiller) zu den heitersten, erhabensten Betrachtungen und Gedanken begeistert wird. Erhabeneres hat Goethe vielleicht nie gedichtet als diese Worte:

Mir Adepten war die Schrift geschrieben,
Die heil'gen Sinn nicht Jedem offenbarte,
Als ich inmitten solcher starren Menge
Unschätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,

Daß in des Staubes Moderkält' und Enge
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge.
Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das flutend strömt gesteigerte Gestalten.
Geheim Gefäß! Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich werth, dich in der Hand zu halten?
Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend,
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott — Natur ihm offenbare?
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.

Wir haben es uns bequem gemacht, indem wir Satz für Satz Goethen haben reden lassen und seinen trefflichen Freund. Aber wer möchte über denselben Gegenstand nach ihnen reden? und wir wollen unsern Lesern nur den Faden in die Hand geben, der uns durch die Mannichfaltigkeit der italienischen Reise geleitet, ihnen die Ansicht mittheilen, die uns diese Reise so bedeutend für Goethe's Leben gemacht hat. Sind wir so glücklich gewesen, die gewichtigsten Worte des Verfassers herauszufinden, dann

dürfen wir hoffen, eine richtige Ansicht gefaßt zu haben.

Ein anderer Gesichtspunkt, den wir gern genommen, ist folgender: Wir wissen aus Goethe's Selbstbiographie, wie die Vorliebe seines Vaters für Italien, wie die Abbildungen italischer Natur und Kunst im Vaterhause, wie so Manches in ältern und neuern Schriftstellern früh auf des Knaben Einbildungskraft wirkten. In dieser Reise sehen wir nun seine Träume zu Wirklichkeit werden; mit Entzücken berichtet er vom Gardasee her, daß nun zum ersten Male der Inhalt eines lateinischen Verses lebendig vor ihm stehe *); wiederholt berichtet er, welche Freude es ihm mache, Das, was er als Knabe in Bildern sah, nun wirklich zu schauen, und da er Venedig betritt, ruft er aus: „So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich, den Todfeind von Wortschällen, geängstigt hat!"

Dieser Ausruf veranlaßt uns zu einer Bemerkung. Zunächst dachte Goethe, da er ihn that, wohl an die, welche einen herkömmlich an ein Wort sich knüpfenden Begriff durch Wort und Rede fortpflanzen, ohne

*) Fluctibus et fremitu resonans, Benace, marino. Virg.

den Gegenstand des Begriffs und Wortes selbst gesehen oder durch Empfindung und Gedanken in sich aufgenommen, sich angeeignet zu haben. Wir erinnern uns eines Kritikers, der beim Erscheinen der ersten beiden Bände der „Italienischen Reise“ mit Mißfallen sich über dieselbe äußerte, wie sie seine Hoffnung so sehr getäuscht; die Worte Goethe und Italien hätten etwas ganz Anderes hoffen lassen. Er hatte etwas Schwunghaftes erwartet, zum mindesten etwas in der Manier, wie Jean Paul, der Italien nie sah, im „Titan“ über die borromeischen Inseln phantasirt. War es nicht der Wortschall, an dem dieser Mann klebte? der ihn unempfänglich machte für das Wahre, das ihm geboten ward? Und war der Haß Goethe's gegen den Wortschall nicht sehr verständig? Ein wie ganz anderes Bild mochte er von Venedig in Gedanken haben, da er es gesehen und betrachtet, als da er nur das Herkömmliche über dasselbe gelesen und gehört? obgleich er auch in frühern Jahren nicht zu denen gehörte, die sich phantastische Bilder von einem noch nicht gesehenen Gegenstande schufen, oder gläubig einen oft gehörten Namen nachsprachen. Nach fast 50 Jahren hören wir Goethe immerfort noch über Wortschälle klagen, wie er es im Jahre 1786 that. Denn sehr nahe berührt den

Gegenstand, von dem wir eben reden, die gegen die Symboliker gerichtete Xenie:

Die geschichtlichen Symbole —
Thöricht, wer sie wichtig hält.
Immer forschet er ins Hohle
Und versäumt die reiche Welt.

und wiewohl, seit Cultur auf der Erde herrscht, vielleicht keine Periode gewesen, in der nicht das Reine, Wahre, Menschliche mit Symbol- und Allegoriensucht und Wortschällen zu kämpfen gehabt hat, in unsern Tagen haben diese größere Verwirrung angerichtet als je. Wenn man in unförmlichen, Grauen erweckenden, aller Schönheit spottenden Götzenbildern, in abergläubischen Formeln tiefe Ideen suchte, wenn man, die Klarheit Homer's nicht fassend, ihm durch einen falschen Mysticismus eine vermeinte höhere Bedeutung zu geben trachtete, wenn man in abgeschmackte Bilder aus alter und neuer Zeit modernfrömmelnde Empfindungen hineintrug und sie dadurch zu etwas Würdigem zu erheben suchte — woran erfreute man sich als am Wortschall? Was sind so manche unendliche philosophisch-ästhetische Erörterungen über Werke der Kunst anders als Wortschall? und hat sich nicht in unsern Tagen oft das Heiligste in Wortschall aufgelöst?

Glücklich Der, der bei seinem Eintritt in Rom sagen durfte: „Da Pygmalion's Elise, die er sich ganz nach seinen Wünschen geformt und ihr so viel Wahrheit und Dasein gegeben hatte, als der Künstler vermag, endlich auf ihn zukam und sagte: ich bin's! wie anders war die Lebendige als der gebildete Stein!“ und später, mitten in den tiefsten Studien: „Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir nichts mehr Wort und Tradition, sondern lebendiger Begriff ist. Von Jugend auf war dieses mein Trieb und meine Plage; jetzt, da das Alter kommt, will ich wenigstens das Erreichbare erreichen und das Thunliche thun.“

Vielleicht giebt es in der ganzen Literatur keinen Mann, der seiner Zeit einen so reichen Stoff der Betrachtung, der Beurtheilung, des Streits geboten hat als Goethe, dessen Verehrer selbst in so verschiedene Parteien zerfallen sind. In dieser Hinsicht ist Tieck's Einleitung vor den gesammelten Werken des Dichters Lenz merkwürdig, wo wir eine bedeutende Partei sich für den deutschen Goethe erklärend finden, d. h. für den Dichter, der er war, ehe er Italien sah. Hat sie Recht, dann ist unsere Freude an der „Italienischen Reise“, an dem Hauptmomente derselben, den wir angegeben haben, eine eitle gewesen. Aber hat sie auch Recht? Der Sinn der von

ihr aufgestellten Behauptung ist doch eigentlich dieser: Goethe habe auf dem Wege fortgehen müssen, auf dem er war, als er den „Werther“ und „Götz“ schrieb, dann wäre er der rechte, d. h. der deutsche Dichter geworden. Der Vertheidiger Goethe's, in der in jener Einleitung geschilderten Gesellschaft der Orthodoxe genannt, ist nicht der Mann, der hier entscheidend hätte eintreten können; und schwerlich hätte er die Fragen genügend beantwortet, die sich uns bei dieser Gelegenheit aufdrängten: Ob denn in Sachen der Kunst das Vaterland von so großem Gewicht sei? Ob nicht die Griechen (sie vor Allem lernte Goethe in Italien kennen) darum so groß in der Kunst, weil es der Vorsehung gefallen, in diesem Volke die Idee der Kunst so sehr zur Wirklichkeit zu bringen, als es auf Erden möglich? und ob es deshalb nicht wohlgethan sei, sie sich zum Muster zu nehmen? d. h. in dem Sinne, in welchem Goethe („Kunst und Alterthum“, II. 1, S. 156) sagt: „Jeder sei *auf seine Art* ein Grieche, aber er sei es!“ Ob Rafael in diesem Sinne nicht ein Grieche war? Ob Goethe denn wirklich sich geirrt habe, da er sang:

Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Nun ich Dich kenne, bin ich fast allein? —

Ob „Wilhelm Meister“, „Die natürliche Tochter“,

„Die Wahlverwandtschaften“, der „Divan“ Kinder eines Irrthums seien? Ob denn — und dies ist eine Hauptfrage — wirklich das, was man Gemüth nennt, höchster Richter und entscheidendes Kriterium in der Kunst sein solle?

Ehe diese Fragen genügend beantwortet sind, und so, daß sie den Sinn und Gedanken widerlegen, in dem wir sie aufgestellt, wollen wir uns des Goethe erfreuen, wie er uns in der „Italienischen Reise“ erscheint, wie Schiller ihn auffaßte, wie er sich dem Unbefangenen offenbart, wenn er aus Rom schreibt:

Ich habe keine Worte, die stille, wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange; mein Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen, und bildet sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen zu können.

Schiller sagt in jener Stelle aus den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ in Bezug auf Goethe sehr wahr: „Den Stoff zwar wird der durch die Griechen Gebildete von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenseits aller Zeit.“ Wir müssen das Wort Gegenwart nur nicht in einem zu beschränkten Sinne nehmen; und dann dürfen wir kühn fragen: ob der „Egmont“, der, nachdem er vor 12 Jahren in Deutsch-

land gearbeitet wurde, in Rom vollendet ward, von dem der Dichter selbst sagt: „kein Stück habe er mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollendet“, ob dieser Egmont irgend eine Spur von Manier, von etwas Fremdartigem, was sich dem Dichter gegen seine Natur und Eigenthümlichkeit aufdrängt, an sich trage? Und doch gedieh dieser „Egmont“ unter italienischem Himmel, unter der Umgebung griechischer Kunst, in Tagen, von denen Goethe selbst schreibt: „er habe sich in ihnen jenen chimärischen Vorstellungen und Denkweisen des Nordens zu entziehen gesucht, und sich gewöhnt, unter einem himmelblauen Gewölbe sich freier umzuschauen und zu athmen“.

Wollten wir den „Wilhelm Meister“ in dieser Hinsicht durchgehen, es würde leicht sein zu zeigen, wie Italiens himmelblaues Gewölbe und seine und Griechenlands Kunst auf ihn eingewirkt, ohne im mindesten dem eigenthümlichen deutschen Sinne und Gemüthe Eintrag zu thun. Muß denn das Gemüth immer aus tausend Quellen und Röhren hervorsprudeln und strömen? Oder verlangt nicht vielmehr die Kunst ein gewisses Gleichgewicht, eine Temperatur der verschiedenen geistigen Kräfte und ihrer Aeußerungen? Und wenn im „Wilhelm Meister“ ein gro-

ßer Verstand waltet, thut er der Innigkeit, der Wärme Eintrag, mit der Mignon behandelt ist? Scheint es doch, als habe der Dichter selbst sich mit ungemeiner Liebe und Zärtlichkeit zu Mignon, ohne Zweifel einem der liebsten Kinder seiner Phantasie, gewendet, und als habe er durch eine zarte Behandlung die Unbilden der Natur gleichsam zu vergüten gesucht. Einen empfindsamen Literator habe ich klagen hören, Mignon, wie der Harfner werden dem kalten Verstande preisgegeben, und müssen ihm unterliegen. Dem ist aber nicht so. Sie fallen der Vernunft als ein nothwendiges Opfer, welches der Dichter schmückt, nicht um es jener Göttin wohlgefällig zu machen, sondern in künstlerischer Einsicht, der hier das liebenswürdige Gefühl seines Herzens harmonisch begegnet *). Ueber „Wilhelm Meister" zu re-

*) Von Goethe's tiefer Erforschung der Natur finden wir bedeutende Spuren auch im „Wilhelm Meister". So ist in „Mignon's unruhigem Trachten nach der Ferne, nach der Höhe" das dunkle Gefühl, sie gehöre dieser Erde nicht an, vortrefflich und sehr poetisch ausgedrückt. Der Harfner ist an der Zeit irre geworden: „er sieht nichts vor sich, nichts hinter sich, kein Vor noch Zurück; in der Noth dieser Gleichgültigkeit ruft er: Ewig! ewig! und dies seltsame, unbegreifliche Wort ist hell und klar gegen die Finsterniß seines Zustandes." Der Dichter, scheint es, wollte diese beiden Individuen in ihrer un-

den, nachdem wir jetzt Schiller's Herzens- und Geistesergießungen darüber haben, ist schwierig. Wer diese gelesen und beherzigt hat, wird sich wohl sagen, die Kunst im „Wilhelm Meister“ sei eine höhere als die im „Werther“. Nicht leicht ist es auch, über „die natürliche Tochter“ zu sprechen; aber auch ohne viele Worte zeigen die in ihr handelnden Personen, der Herzog, der Regierungsrath, der Weltgeistliche, der Mönch, und vor Allen Eugenie, auf welche Stufe der Kunst der Dichter sich erhoben. Hier finden wir in Allen die treffendste Charakteristik, in der Darstellung nichts zu viel, nichts zu wenig, die wohlthuendste Fülle bei der größten Sparsamkeit; im Mönch den würdigsten Repräsentanten seines Standes, ganz individuell, und doch höchst ideal gehalten, mit Verschmähung alles Beiwesens,

---

glücklichen Eigenthümlichkeit auch dadurch charakterisiren, daß ihnen Zeit und Raum, die nothwendigen Formen des Seins auf Erden, verloren gegangen sind. Eine Welt, mit dem höchsten Verstande gebildet, durch die Kunst veredelt, sollte ihm entstehen und erbaut werden auf dem Boden der Wirklichkeit; dieser aber schwindet unter den Füßen weg, wo die nothwendigen Bedingungen wegfallen, unter denen die Menschen auf der Erde leben und wirken sollen. Dies ist der Wille der Vernunft; und fallen so Mignon und der Harfner dem Verstande als Opfer?

womit neuere Schriftsteller eine an sich poetische Figur leicht aufstutzen; in Eugenie eine ganz eigenthümliche Schöpfung, die höchste, sittliche Kraft, verbunden mit aller innern und äußern Bildung, welche die neueste Zeit zu geben vermag. In der Behandlungsweise, wie auch die Denk- und Sinnesart der Zeit eine reichere Charakteristik nnd größere Gedankenfülle herbeiführen mag, werden wir immerfort an griechische Kunst, an ihr Maß, ihre Haltung erinnert; Alles steht in der schönsten Harmonie, und die Sprache ist würdig, mit der Sophokleischen verglichen zu werden. Man hat die „Natürliche Tochter" „marmorglatt, aber auch marmorkalt" genannt. Was muß das für ein dürftiges Gemüth sein, das durch des Herzogs Trauer über sein Kind nicht bewegt, durch des Regierungsraths würdige Selbstbeschränkung und Hingebung an das Große nicht gerührt, durch den Mönch nicht zur Religiosität gestimmt, durch Eugeniens Tugend nicht erhoben wird?

Wird man — denn es ist Zeit einzulenken — bei solchen Betrachtungen nicht genöthigt, die Einwirkung Italiens und Griechenlands, die Goethe erfuhr, eine großartige zu nennen und sie als eine segensreiche anzusehen? Und ist die Kunst, die sich im „Wilhelm Meister", in der „Natürlichen Tochter",

in spätern Erzeugnissen offenbart, nicht die, von der er aus Rom schreibt: „die Kunst wird mir wie eine zweite Natur, die, gleichwie Minerva aus dem Haupte Jupiters, so aus dem Haupte der größten Menschen geboren worden“? ist sie es nicht, die er im Sinne hatte, als er schrieb: „So lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin, was meines Vaters ist“?

Noch zwei Stellen aus Goethe's Briefen heben wir aus, die bezeugen, daß er nicht bloß der Wiedergeburt, die er erfahren, sich freute, sondern daß er nun auch doppelt die Verpflichtung fühlte, alle Kraft seines Geistes aufzubieten, um dieser Wiedergeburt würdig sich auszubilden. „Mein Auge“, schreibt er am Ende des Juni 1787 aus Rom, „bildet sich unglaublich, und meine Hand soll nicht ganz zurückbleiben. Es ist nur Ein Rom in der Welt, und ich befinde mich hier wie der Fisch im Wasser, und schwimme oben wie eine Stückkugel im Quecksilber, die in jedem andern Fluidum untergeht. Nichts trübt die Atmosphäre meiner Gedanken, als daß ich mein Glück nicht mit meinen Geliebten theilen kann“; und am 21. December: „Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neu geboren war, so fange ich jetzt an, wie neu erzogen zu sein.“ So gab ihm denn auch die Malerin Angelica das Zeugniß: „daß sie

Wenige in Rom kenne, die besser in der Kunst sähen als er"; und dieses Wort giebt uns zu denken, uns namentlich, die wir in gegenwärtiger Zeit leben, denen das Sehen auf mannichfaltige Weise getrübt worden ist. Vor vier oder fünf Decennien hatten ein nüchterner Verstand, eine prosaische Betrachtungsweise ihre Herrschaft weit verbreitet in Wissenschaft, Religion und Kunst. Man ward ihrer am Ende überdrüßig, und erkannte auch wohl ihre Schwäche; aber man sprang nun leicht zu Extremen über, wozu eine sehr bewegte Zeit mitwirkte. Aber was half es, daß man, um ein paar Beispiele von Tausenden anzuführen, im Homer, den man lange ohne eigentlichen Kunstsinn betrachtet, an den man die gemeinsten Anforderungen der Sittlichkeit gemacht hatte, nun mit Einem Male tiefe Symbole, Spuren einer uralten Weisheit und wer weiß was entdeckte? daß man in den klarsten Werken bildender Kunst Allegorien aus dem Gebiet der Sittlichkeit zu finden glaubte, und in diesem Glauben sie pries? daß man der großen wirkenden Natur Ideen unterschob, selbstgeschaffenen Systemen entlehnt, und die Werke Gottes nur bewunderte als Träger dieser Ideen? daß man die hohe Einfalt des Christenthums wiederum mit oft mißverstandenen Dogmen und Symbolen umgab? Ward

die Wahrheit durch solche Bestrebungen gefördert, oder getrübt? Kann man sagen, daß die, die so verfuhren, sahen? Kann man sich einbilden, der Schöpfer gebe seine Werke nicht rein und schön, von eignem Werth? er gebe nur ein Etwas, an dem des Menschen Witz sich übe, hinter denen er ein seinem Verstande, seiner Phantasie Höheres, Unausgesprochenes zu suchen habe? Hier steht Goethe in einer gewaltigen Opposition; oder vielmehr gab ihm eine gütige Natur und eine auf sie sich gründende Bildung das Vermögen, die Wahrheit zu erkennen, die Werke Gottes, „die herrlich sind, wie am ersten Tag", als Werke Gottes zu schauen, gleich weit entfernt von jener nüchternen Weise, die keine Begeisterung kennt, und von der, die die Begeisterung mit Schwärmerei verwechselt.

Hier möchte uns wohl Mancher mit den Worten des römischen Landpflegers zurufen: „Was ist Wahrheit?" Wir müssen uns dies gefallen lassen; aber wir würden unser Liebstes aufgeben, wenn wir uns dem Zweifel überlassen wollten, ob Goethe, was sich ihm in Italien bot, mit treuem Auge, ob er das Wahre sah? Irren konnte auch er im Einzelnen, und ohne Zweifel hat er mitunter geirrt; aber hier ist nicht von Einzelheiten, sondern von der ganzen Weise des Sehens die Rede.

Da bietet sich uns denn eine Welt von Gegenständen, die wir nun gern, von ihm belehrt, mit seinem Auge sehen, von ihm, der

Vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt hat.

Was und wie er in der Kunst gesehen, das ist im Obigen angedeutet worden, auch wie er den Geheimnissen der Natur auf die Spur kam. Welche Wirkung die Natur im Großen auf ihn machte, wie sie in ihrer Erscheinung seinen künstlerischen Sinn förderte, davon belehrt uns mancher aus Neapel und Sicilien geschriebene Brief. Wir können es uns nicht versagen, hier eine Stelle aus einem zehn Jahre später an Schiller gerichteten mitzutheilen:

Uns Bewohner des Mittellandes entzückt zwar die Odyssee; es ist aber nur der sittliche Theil des Gedichts, der eigentlich auf uns wirkt; dem ganzen beschreibenden Theile hilft unsere Imagination nur unvollkommen und kümmerlich nach. In welchem Glanze aber dieses Gedicht vor mir erschien, als ich Gesänge desselben in Neapel und Sicilien las! Es war, als wenn man ein eingeschlagenes Bild mit Firniß überzieht, wodurch das Bild zugleich deutlich und in Harmonie erscheint. Ich gestehe, daß es mir aufhörte ein

Gedicht zu sein; es schien die Natur selbst, was auch bei jenen Alten um so nothwendiger war, als ihre Werke in Gegenwart der Natur vorgetragen wurden. (Briefw., Bd. 4, S. 102.)

Die Kunst in der Darstellung des römischen Carnevals, das uns der 29. Band der sämmtlichen Werke, und nun am gehörigen Platze eingeschaltet, giebt, ist bekannt und berühmt; diese Kunst wäre nicht denkbar, wenn Goethe nicht die Kunst des Sehens verstanden hätte. Gleich groß zeigt sich diese, wenn er Völker und Menschen und Sitten betrachtet. Wie wahr z. B. die Widerlegung Volkmann's, der nach einer alten Tradition von 30 — 40,000 Müßiggängern in Neapel fabelt! wie richtig hier der südliche Zustand von der nördlichen Ansicht geschieden! Zu welchen fruchtbaren Bemerkungen geben auch die unbedeutendsten Wahrnehmungen Anlaß! und wären es zerlumpte Knaben, welche die von einer Radschiene dem Boden, auf dem sie geschmiedet worden, mitgetheilte Wärme nicht umsonst verfliegen lassen wollen. Diese wenigen Andeutungen werden schon die Aufmerksamkeit auf die schöne Eigenthümlichkeit Goethe's richten, nach der er sich in jeden menschlichen Zustand hineinzudenken, hineinzuversetzen und ihn der Natur gemäß zu erklären weiß. Finden wir Reisende,

Erdbeschreiber, Historiker so oft ungerecht, weil sie nur nach ihrem von der Natur ihnen gegebenen oder erworbenen Maßstabe messen, so werden wir Goethe immer gerecht, milde, menschlich finden; und wie dem Dichter diese Eigenthümlichkeit zu Gute komme, ja, wie sich der Dichter ohne sie nicht denken lasse, er, „der wie aus der Vogelperspective auf Erde und Menschen herabschauen soll“, das braucht nicht weiter dargethan zu werden. Diese Eigenthümlichkeit unsers Dichters, wie sie sich in seinem höhern Alter noch glänzend im „Divan“ und in den Erläuterungen desselben offenbarte, zeigt sich durch die ganze „Italienische Reise“. Möge er das Verhältniß des Italieners zu dem Himmel, unter dem er zu leben das Glück hat, oder zu Tag und Nacht erörtern (es wird wohl künftig kein Deutscher in Italien reisen, ohne durch das felicissima notte! an Goethe erinnert zu werden); möge er das venetianische Volk schildern, „abermals eine große Masse, ein nothwendiges, unwillkürliches Dasein“, oder bei Assisi die Trümmer eines Tempels betrachten; möge er von Rom aus den Eroberern bis an die Weser und den Euphrat folgen, oder den Lebensgenuß des Volkes in Neapel, wie den verkümmerten Zustand Siciliens uns vor die Augen bringen, oder darthun, wie Klima

und Religion auf diese südlichen Völker einwirkten, wie die letztere, bei allem Unnatürlichen und Abergläubischen, doch unter diesem Himmel heiter und mitunter menschlich wird — immer finden wir den Mann, dem von der Natur die große Gabe des Sehens verliehen ward, der dieselbe durch Nachdenken, durch Sitte und eine reiche Erfahrung ausbildete. Ehrfurcht vor dem Menschlichen zeigt sich überall, Anerkennung und Milde im Urtheil; und selbst der künstlerische Wahnsinn des Fürsten von Pallagonia dient nur, der würdigen Kunstbetrachtung im Buche eine Folie zu geben.

Auch bedeutende, merkwürdige Personen und Urtheile über sie begegnen uns nicht selten in dem Buche. Daß dem trefflichen Erforscher der bildenden Kunst, dem nun auch durch den „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe“ so interessant gewordenen Heinrich Meyer, auch hier ein Denkmal gesetzt worden von dem Freunde, mit dem er eine so lange Reihe von Jahren hindurch als Freund und thätig Mitwirkender in Verbindung blieb, wird jeden Verehrer des biedern, einsichtsvollen Mannes erfreuen. Mit Interesse sehen wir Moritz in Italien ankommen, und wie dieser geistvolle, aber vom Schicksal bedrängte Mann durch Goethe's Theilnahme zu grö-

ßerer Heiterkeit und einer reinern Thätigkeit ersteht; die Künstler Hackert und Tischbein, der Kunstliebhaber Hamilton mit seiner Geliebten, der Denker Filangieri werden uns vorgeführt; auch an seltsamen Originalen fehlt es nicht, die, mit großer Lebendigkeit gezeichnet, einem Roman zur Ehre gereichen würden. Wir gedenken hier des wunderlichen Prinzeßchens in Neapel und des beißigen Gouverneurs in Messina, wobei wir den päpstlichen Hauptmann, mit dem Goethe von Bologna nach Perugia reiste, nicht vergessen wollen. So giebt der Aufenthalt in Palermo einen bedeutenden Beitrag zu der Geschichte des merkwürdigen Abenteurers Cagliostro, eine Scene, an sich und in Betracht dessen, der sie veranlaßte, sehr charakteristisch und anmuthig. Noch machen wir hier, als am bequemsten Orte, auf einen freilich einer frühern Zeit entnommenen Charakter aufmerksam: es ist Philipp von Neri, den Goethe als humoristischen Heiligen, wie er ihn nennt, zu seinem Schutzpatron erwählt hat. Wir erhalten hier durch Goethe eine Biographie desselben; das Memorial Neri's an Clemens VIII., wie dessen darauf ertheilte Resolution sind von der höchsten Naivetät.

Nur sehr selten erscheint Goethe strenge, und in dem einen Falle, an den wir uns eben erinnern, wird

er vielfachen Widerspruch und Tadel finden, da, wo von den Herren L. J. C. die Rede ist. Entfernt von der Anmaßung, einen Mann, über dessen Werk wir sprechen, in persönlicher, sittlicher Rücksicht beurtheilen zu wollen, bemerken wir hier nur dieses: Die angedeuteten Männer scheinen schon Einfluß gewonnen zu haben auf den Kreis, in dem Goethe lebte und webte, der ihm der liebste war, in welchem er eine kräftige, gesunde Lebensansicht zu erhalten wünschte; sie untergruben, nach seiner festen Ueberzeugung, den Boden der Natur, auf dem das Wahre und Schöne sich gründen, von dem es Nahrung und Gedeihen ziehen muß, und gehörten doch auch zu denen, von welchen er sagen mußte: sie

Machten mir die Sonne trübe,
Und erhitzten mir den Schatten.

Dann mögen wir in vorliegendem Falle gern den alten Spruch beherzigen: Si duo faciunt idem, non est idem. Endlich führen wir hier noch ein Wort an, das uns für Goethe charakteristisch scheint: „daß B., wie mehr Menschen, die kein Gefühl ächter Gottesverehrung während ihres Lebens gehabt haben, in ihrem Alter fromm werden, wie man's heißt, ist auch recht gut; wenn man nur sich nicht mit ihnen erbauen soll“.

Daß es einer Reise von Goethe durch Italien und Sicilien nicht an reizenden Details, an mehr oder minder bedeutenden Abenteuern fehlen würde, ließ sich erwarten. Ein geistvoller Mann zieht viele Menschen an, und die bessern; ein lebhafter, Umstände und Lagen nicht genau berechnender muß in ungewöhnliche Verhältnisse kommen. Es ist höchlich zu bedauern, daß das Drama, womit Goethe in Sicilien umging, wozu Nausikaa den Stoff gab, nicht zur Wirklichkeit gediehen ist; wir würden Resultate in ihm gefunden haben, aus denen wir rückwärts auf manches von dem Dichter Erlebte schließen könnten. Aber auch des Mitgetheilten ist viel. Wir gedenken hier nur der Scene von Malsesine, wo der Reisende, der eine Ruine zeichnet, als Spion verhaftet zu werden in Gefahr ist, sich aber durch Fassung und eine wohlangebrachte Redekunst rettet*), der gefährlichen Wanderung auf den Vesuv, des nicht minder bedenklichen

---

*) Goethe hatte gewiß als Knabe Martin Zeiler's „Itinerarium Italiae" mit den Merian'schen Kupferstichen oft in Händen gehabt, da sein Vater dergleichen Bücher liebte und besaß. Er mochte aber nicht ahnen, daß so spät noch in Italien die Warnung zu beherzigen sei, die dieses Buch enthält: „Es darf auch Keiner bei den Festungen eine Schreibtafel herausziehen, noch einige Sachen weder beschreiben noch abreißen, damit er nicht dadurch in höchste Gefahr komme".

Abenteuers mit dem beißigen Gouverneur von Messina, vor Allem der gefahrvollen Rückkehr von Sicilien nach Neapel. Wie dem bedrohten Reisenden der sittliche Eindruck, den er als Knabe aus Merian's Bilderbibel gewonnen, zu Gute kommt, wie er, der geschworene Feind aller Anarchie, die unruhigen, unbändigen Seefahrer beschwichtigt, das giebt eine Scene, die zu den schönsten in Goethe's ganzem Leben gehören mag.

Aber auch an anmuthigen Scenen fehlt es nicht; und unter diesen, wie auch der Besuch der Rosaliencapelle, das Zusammentreffen mit dem Engländer, der sein Gefühl über den „Werther" gegen den Verfasser desselben auszusprechen sich gedrängt fühlt, oder der letzte Blick des Reisenden auf den im Abenddunkel glühenden Vesuv ergötzen mag, tragen wir kein Bedenken, dem kleinen Abenteuer mit der schönen und liebenswürdigen Mailänderin den Preis zuzugestehen. Aber darüber kein Wort! Nur können wir nicht umhin, den glücklich zu preisen, der als Achtzigjähriger eine solche vor fast funfzig Jahren erlebte Scene sich so vergegenwärtigen und mit jugendlicher Wärme auf das Blatt hauchen kann.

Dies müssen wir zum Schluß noch hinzufügen. Der dritte Band der „Italienischen Reise" hat da-

durch noch einen besondern Werth und einen Vorzug vor den übrigen, daß er die Correspondenz der letzten elf Monate aus Rom durch Berichte, die den einzelnen zugegeben sind, unterbricht. Wir haben demnach hier ein Altes und ein Neues, Ebenentstandenes, Beides in schönem Einklang; und so ist uns durch diesen Band ein herrliches Document geworden von einem Manne, in dem, wie bei Wenigen, „sich Leben im Leben vollendet“.

Nur ein Stück aus Goethe's Leben berührt das Mitgetheilte; und was wir mittheilten lehnt sich nur an wenige Erzeugnisse des Mannes. Es sind aber deren viele, die zu Betrachtung und Erwägung seines Lebens Anlaß geben; und was auch in dieser Art gegeben werden möge — es wird immer nur Material zu einer vollständigen Lebensbeschreibung sein. Viel ist für eine solche schon vorhanden; wir haben, außer Goethe's eignen Bekenntnissen, unschätzbare Briefsammlungen, gediegene Beurtheilungen des Dichters von urtheilsfähigen Männern, Skizzen zu bedeutenden Perioden seines Lebens, gelegentliche Notizen, auf dasselbe bezüglich. Mögen sich diese, namentlich die erstern, immer mehren, und dem theilnehmenden Publicum bekannt werden! Eine vollständige Biographie wird die zweite Generation, die mit

dem Dichter eine geraume Zeit fortlebte, wohl nicht erleben; aber es sollte derer, die zu dieser Generation gehören, ernste Sorge sein, daß nichts verloren gehe, was ihre Erinnerung, ihre Forschung an Material geben kann; wie denn durch von Müller, Varnhagen, Riemer, Eckermann und Andre so vieles Erfreuliche geleistet worden ist. Noch manche vorhandene Schätze sind bis jetzt nicht zu Tage gefördert, Schätze, die mit den bereits gehobenen einst einem Goethen verwandten Geiste möglich machen werden, eine vollständige Biographie des großen Mannes zu schreiben, und dieser das Motto vorzusetzen:

Lang und schmal ist ein Weg. Sobald du ihn gehest, so wird er
Breiter; aber du ziehst Schlangengewinde dir nach.
Bist du an's Ende gekommen, so werde der schreckliche Knoten
Dir zur Blume; und du gieb sie dem Ganzen dahin.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 18.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Abeken, Bernhard Rudolf,

Ein Stück aus Goethe's Leben zu Verständniß einzelner Werke desselben

Berlin 1845

Biogr. 1704
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068538-3